

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 37.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Meine Vorliebe für meinen jungen Freund, die mit jedem Tage, mit jeder Stunde des Beisammenseins wuchs, war viel zu groß, als daß es mir nicht ein Vergnügen hätte machen sollen, alle Welt im Dunkeln tappen zu sehen, und ich begnügte mich mit halben Andeutungen, die das Räthsel nur immer komplizirter machten. Denen, die ihn für einen Phlegmatiker hielten, hätte ich freilich sagen mögen: „So gebt doch nur acht auf seinen fast unmittärlisch raschen, leichten, elastischen Gang und darauf, wie selten jemand mit ihm Schritt halten kann!“ Und denen, die ihn herzenskalt oder blasirt nennen wollten: „Seht ihn nur einmal mit dem Söhnchen seiner Wirthsleute spielen und hört zu, wenn er dem kleinen, wiskbegierigen Wildfang geduldig seine Fragen beantwortet!“ Aber dann dachte ich immer wieder: „Wozu auch — ihr habt ja selber Augen und Ohren!“ Nur ein einziges mal hörte ich ein fast ganz zutreffendes Urtheil, und zwar aus dem Munde eines fallengängigen, eisgrauen Artillerieobersten, dessen Schweigsamkeit berühmt war. Als verschiedene Väter von der kostspieligen Leichtlebigkeit und den noblen Passionen ihrer Söhne sprachen und jemand mit einem leichten Seufzer des exemplarischen Wandels des „rasselosen“ Oberleutnants v. Blenkheim gedachte, meinte der Alte:

„Ach was, alles, was Ihnen an Ihren jungen Herren nicht paßt, steckt auch in dem, vielleicht in stärkerem Grade. Glauben Sie nur ja nicht, daß der keine Nasse hat. Aber er hat sich selber in der Gewalt, wie ein edles, feuriges Pferd, das dem leichtesten Schenkeldruck, dem leisesten Anziehen des Zügels gehorcht und das ein Laut aus der zierlichsten, gemessensten Gangart in gestrecktem Galopp versteht. Laßt ihn einmal dahin kommen, daß er sich selber die Zügel schießen läßt, und ihr sollt etwas erleben!“

Ich bekam allen Respekt vor dem Scharfblick des alten Herrn, aber ganz erschöpfend war seine Charakteristik doch nicht. Soll ich euch ein Résumé aller meiner Beobachtungen geben, so läuft es darauf hinaus, daß dieser junge Mann eine tief-leidenschaftliche, eine stoß-erzentrirte Natur war. Aber neben dem tiefen, weichen, reizbaren Gefühl, das in seiner Stimme vibrirte, wenn er etwas Ruhrendes las (er that das deshalb auch nur ungern), und die schöne Scham, mit der er sich verstoßen die feucht gewordenen Augen trocknete oder die überwältigende Erregung hinter einem Scherz zu verstecken suchte, hatte fast etwas Weibliches), besaß er einen kritischen Verstand, eine ungewöhnliche

Beobachtungsgabe und infolge dessen, unterstützt von einem merkwürdigen Feingefühl, eine tüchtige Dosis Menschenkenntniß, die ihn vor vielen Jugendthorheiten behütete. Der ganze Mensch war überhaupt ein großes Kompromiß — im besten Sinne. Die widerstreitenden Kräfte seiner Seele waren so sorgfältig gegeneinander abgewogen und ins Gleichgewicht gebracht, er hatte nach Kräften begünstigt, was in der Entwicklung zurückgeblieben war, er kannte sich so gut und war so aufmerksam auf sich selbst und so wachsam seinen Lieblingsneigungen gegenüber, es lebte ein so starkes Pflichtgefühl in ihm, daß ihm in keiner Hinsicht ein Vorwurf gemacht werden konnte und sein ganzes Wesen in seiner schönen Harmonie ein stürmeloses Leben zu verheißten schien. Diese Harmonie prägte sich auch in seiner ganzen äußeren Erscheinung aus, in jener undefinirbaren Weise, welche die Frauen so rasch fühlen und nur wir Künstler sogleich sehen. Nur wenig über mittelgroß, war er weit eher von zartem, als kräftigem Bau, die kleinen, weißen Hände wuchsen aber nicht bloß ein feuriges Pferd zu regieren, sondern auch das Ruder energisch zu führen, so muskulös waren die Arme; so hatten auch alle seine Bewegungen nichts Hastiges oder Steifes, sondern die Rundung und Weichheit, die sich so gut mit vollendeter Sicherheit verträgt, und das regelmäßige Oval des Kopfes saß auf einem schlanken, aber vollen und kräftigen Nacken so stolz und sicher, wie das sonst nur die Gewohnheit, zu befehlen, erzeugt. Körperliche Uebungen aller Art und eine nie das vernünftige Maß überschreitende Abhärtung hatten aus dem vielleicht eher zur Verzärtelung neigenden Körper alles gemacht, was sich nur aus ihm machen ließ, und nur eine charakteristische Schwäche hatte er nie ganz zu besiegen vermocht — eine Neigung zum Schwindel. Er konnte nicht lange von Thurmeshöhe herabblicken, ohne von dem dämonischen Verlangen beschlichen zu werden, sich übers Geländer hinabzustürzen, und als wir einst längere Zeit von einer Brücke in das Schäumen und Kochen eines Wehres hinabgeblickt hatten, meinte er plötzlich: „Lassen Sie uns gehen, — wenn ich noch zehn Minuten da hinuntersehe, muß ich wohl oder übel hinabspringen. Jede Tiefe lockt mich und alle Willenskraft vermag nichts über diese verhängnißvolle Anziehungskraft — ist das nicht wunderbar?“ Diese Eigenheit frappirte mich, weil ich mir sagen konnte: „Sieh da, also hat nicht bloß dein seelisches, sondern auch dein physisches Wesen seinen wunden Punkt! Es

ist in der That eine Regelmäßigkeit und Symmetrie, eine Kongruenz der einzelnen Theile in dem ganzen Aufbau, über die man staunen darf.“ Den wunder Punkt in seiner Seele kannte ich ja — auch dieser Siegfried hatte seine lindenblattgroße, ungepanzerte, verletzliche Stelle. Das Gefühl dominierte eben doch in ihm, und je fester er es niederhielt, desto geduldiger harrete es auf seine Stunde, auf die Stunde, in der es frei und feines Herr Herr werden würde; es war eine verzehrende Sehnsucht nach einem leidenschaftlichen Emporlodern, nach einem fiebernden Ergreifen des ganzen Menschen in ihm, eine grandiose Einseitigkeit, die danach dürstete, sich voll und ganz auszuleben und eine erschreckende Gleichgiltigkeit gegen die Folgen. Er wußte das sehr genau, und als wir eines Abends im Baumgarten von Bubenc spazieren gingen und ich ihn mit seiner Unempfindlichkeit gegen die Frauen neckte und dieselbe unnatürlich nannte, zog er seinen Arm aus dem meinen, blieb stehen und sagte beinahe trotzig (darauf war es eigentlich bloß abgesehen gewesen, denn der Trost stand dem Blaffen, energischen Gesicht noch besser, als die Melancholie): „Was reden Sie da wieder? Die Fabel sollten Sie doch denen überlassen, von denen zwölf aufs Duzend gehen, wenn man nicht vielleicht gar noch einen halben zugeben muß. Daß ich heißes Jugendblut in den Adern habe, wissen Sie, daß meine Phantasie Schwingen und Flügel hat und ebenso leicht und frei aufsteigt zur Höhe, wie sie niederstiegt in die Tiefe, könnten Sie sich denken, daß ich Schönheitsgefühl und Künstleraugen habe, weiß ich erst durch Sie, — wo soll da die Unempfindlichkeit herkommen? Umgekehrt liegen die Dinge, — ich bin zu empfänglich für den Reiz weiblicher Schönheit und habe nur eine Waffe gegen diese Schwäche, meinen unbändigen Stolz. Dieser Stolz räumt mir alle die Gefahren aus dem Wege, mit denen uns gewisse Damen bedrohen, er seit mich auch gegen jede gewöhnliche amour. Ich bin mir viel zu gut für solche Täuschungen, bei denen man sein Kapital an Gefühlsinnigkeit, an Illusionsfähigkeit und Begeisterung rein um nichts verzetelt und verplumpert; ich will mich wohl verlieben, ich werde sogar der Liebe, statt mich gegen sie zu wehren, Thüren und Thore sperrangelweit öffnen, ich werde sie jauchzend willkommen heißen, aber — es muß dann auch der Mühe werth sein, es muß um eine Leidenschaft im großen Stile, um eine Liebe auf Tod und Leben, um eine Liebe, in der Himmel und Hölle beisammen wohnen, sich handeln, nicht um eins eurer zahmen, wohlankündigen Verlobnisse, in denen man sich gegenseitig allerlei mühsam aus der Seele herausgepumpte romantische Empfindungen vorspiegelt, weil das während des Brautstands so Brauch und Sitte ist — Empfindungen und „feine Gefühle“, die man nach der Verheiratung recht froh ist, wegwerfen zu können, weil sie verzweifelt unbequem sind, unbequem wie der Frack, die Lackstiefeln und die um eine halbe Nummer über die Möglichkeit engen Glacés. Für eine solche Liebe hebe ich mich auf — in eine solche Liebe würde ich mich aber auch kopfüber stürzen, rückhaltlos, rücksichtslos, gleichgültig gegen die Konsequenzen. Finde ich sie nicht — aber ich werde sie finden und sollte ich die halbe Welt nach ihr aussuchen — so lassen wir das Verliebten lieber ganz bleiben und verzehren uns still in der eignen Blut, allerdings ohne Phönixhoffnungen. Ich hasse die Halbheiten, in allen praktischen Verhältnissen will ich sie aber über mich ergehen und mich von ihrer Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit überzeugen lassen und ihnen sogar eine genießbare Seite abgewinnen — nur in der Liebe soll die Halbheit ein für allemal ausgeschlossen sein. Alles oder nichts, das ist mein einziges Dogma, und weil ich weiß, daß ich als ein Edelwild angesehen werde, dem manche schöne Jägerin aus Eitelkeit nachstellt, weil ich weiß, daß ich mir von ein paar schönen Augen nur zu leicht allerlei süße Märchen erzählen lasse, gehe ich euren kleinen Plänkeln sorgfältig aus dem Wege. Die andern mögen das besorgen — sie laufen keine Gefahr dabei, aber — le baril de poudre a peur de l'étincelle*, und ich bin ein Pulverfaß, mit dem sich eine ganz gehörige und ganz und gar nicht übliche Explosion zutragen kann — jeden Tag. Waren Sie schon einmal in Olmütz? Nun, dann wissen Sie, daß in der Nähe der Pulverthürme nicht geraucht werden darf. Und nun ich Ihnen sehr wider meine Gewohnheit eine so lange Rede gehalten habe, wollen wir das Thema fallen lassen und von vernünftigen Dingen plaudern — hoffentlich werden Sie wenigstens mich nun mit der Albernheit in Frieden lassen, daß ich ein Amphibium sei — von den andern amüßet

mich, wenn sie so reden, von Ihnen kann ich's nicht ertragen.“

Er war, wie ich schon sagte, eigentlich wenig mittheilend über alles, was mit seinem Gefühlsleben zusammenhing, als fürchte er, durch offnes Ausscherausgehen den Ruf zu gefährden, in dem er stand und in den des Schwärmers zu gerathen. Diese Vorsicht war ja auch eine begründete, und selbst ich, dem ja alles an ihm recht war und fesseln erschien, konnte nur bedenklich die Achseln zucken, wenn er z. B. auf die Frage, ob er denn ein ungefähres Bild von der Frau habe, in die er sich verlieben könne, ungeduldig erwiderte:

„Natürlich — wer hätte auch kein solches Bild? Schlant und hoch, große dunkle Augen, feiner, aber voller Mund — Gestalt, Augen und Mund sind mir alles. Besonders aber muß sie eine Feuerseele haben und im Stande sein, nach der ersten Begegnung zu sich selbst zu sagen, was Lady Caroline Lamb, als sie Byron, den sie noch nicht kannte, ins Zimmer treten sah, zu einer Freundin sagte:

„Dieses bleiche Gesicht wird mein Schicksal sein.“

Wenn sie das nicht kann, wenn sie nicht ein Stück Julia in sich hat, mag sie meinetwegen ins Kloster gehen, trotz eures Philosophen des Unbewußten, der uns bewiesen hat, Romeo und Julia sei nicht die Liebestragödie par excellence, denn — ein gebildetes, wohlgezogenes deutsches Mädchen würde doch nimmermehr der Handlungsweise dieser Julia fähig sein. Freilich ist sie es nicht, mir aber ist ein Mädchen um so lieber, je mehr sie sich in ihrer Art zu fühlen der Julia nähert — die andern schenkt ich euch. Das ist ja unser ganzes Unglück, daß es so blutwenig Menschen passirt, to fall in love**, daß sie sich sehr vorzüglich, sehr bedächtig und allmählich hineinbegeben, daß die Liebe eurer Frauen kein rother süßer Feuerwein, sondern ein schwacher, lauer, widerlich süßer, mit Milch versetzter Thee ist.“

Nur bei solchen Anlässen kam es übrigens vor, daß er den Dichterlord erwähnte, den er leidenschaftlich liebte, und der ihm der Erste und Größte war unter den „madmen, who have made men mad“*** — natürlich verstand auch er dies mad als den schönen, heiligen Wahnsinn einer ideal-trunkenen Feuerseele. Als ich mir einmal einen Band seiner Originalausgabe ausbat, schlug er mir die Bitte mit einer gewissen herben Kürze, die aber nur eine Art von Verlegenheit maskiren sollte, ab — es sei ihm leid, er könne sich von dem Buche auch nicht einen Tag trennen, so sehr sei er an dasselbe gewöhnt; seine ganze übrige Bibliothek stehe mir unbedingt zu Diensten, nur den Byron müßte ich ihm lassen. Ganz im Einklang damit stand es, daß er sich nie auf ein Gespräch über diesen Dichter einließ; als einmal in einer befreundeten Familie ein mit uns geladener jüdischer Journalist ein Langes und Breites über Byron und Heine zum besten gab und mehr oder minder geistreiche Parallelen zwischen beiden zog, saß Curt mit einem Gesicht dabei, das mir ein Gewitter weissagte und zerbiß sich die Schmirrbarispigen; als der ziemlich redselige und selbstgefällige Mann von der Feder, betreten über seine Schweigsamkeit, ihn am Ende gar fragte, ob er Byron, den er gewiß auch kenne, ebenfalls liebe, sah er ihn groß an und erwiderte trocken:

„Allerdings kenne ich ihn — vielleicht genauer als irgend jemand in Prag; allerdings liebe ich ihn — so sehr, daß ich mit niemanden über ihn sprechen mag.“

Als wir heimgingen, brummte er auf der Treppe: „Verpfluchter Abend!“ und als ich gegen diese Behauptung protestirte, lachte er ironisch und fragte:

„Wenn Sie nun eine Geliebte hätten, ein bildschönes Mädchen, zu der außer Ihnen niemand käme, wenn Sie Ihres heimlichen Glücks und Ihres köstlichen Besizes von Herzensgrund froh wären und plötzlich im Café von einem der Marmorische her, um den ein halbes Duzend Pflastertreter und Bierengel mit weichenblauen und papageigrünen Handschuhen sitzen, den Namen Ihres Jewels hörten, wenn jeder um ihr Dasein wüßte und jeder einen andern Reiz des „famosen“ Geschöpfes namhaft machte, und wenn sie das in demselben Ton und vielleicht in demselben Jargon thäten, in dem sie einander die Vorzüge ihrer Pferde, ihrer Hunde und ihrer Ballerinen anpreisen, würden Sie etwa ruhig dabei bleiben, würden Sie es gelassen und freundlich lächelnd anhören oder — würden Sie unwillkürlich mit der Faust auf den Tisch schlagen und den Stuhl zurückstoßen und das

*) „Das Pulverfaß fürchtet sich vor dem Funken.“ (W. Hugo.)

*) sich zu verlieben, eigentlich: in Liebe zu verfallen.

**) „Tollen, welche die Menschen toll gemacht haben.“

Lokal verlassen, und würde Ihnen Ihre Geliebte nicht plötzlich merkwürdig entwerthet vorkommen? Meine heimliche Geliebte ist der Dichterlord, weil er der einzige Poet ist, den ich in jeder Zeile verstehe — soll mich's nicht wurmen, wenn mich ein solcher Hansnarr um die geliebte Illusion bringt, als sei er mein ausschließliches Eigenthum, als wüßte nur ich von der Existenz seiner Werke? Es ist ja ein kindisches Gefühl — Sie brauchen mir das nicht zu sagen — aber ich habe es nun einmal und dann — wenn die Leute über Byron sprechen, dann fallen die schiefen, bornirten, scheinheiligen, philisterrhaften Urtheile gewöhnlich hagel-dicht, und man muß den ganzen Schauer niederprasseln lassen und kann nur geringschätzig die Achseln zucken. Meinen Sie, ich besäße auch die dazu erforderliche philosophische Schulung?"

Soweit gekommen, machte der Maler eine Pause, musterte mit einem gewissen Mißtrauen die Mienen seiner Zuhörer und sagte dann freundlich:

„Ich muß euch für die Geduld danken, mit der ihr mich angehört habt — ich bin mir bewußt, diese Geduld auf eine harte Probe gestellt zu haben. In den Romanen und Novellen ist ja die sorgfältige Charakterisierung fast ganz aus der Mode gekommen; man stellt euch sofort mitten in die Handlung und läßt euch möglichst viel erleben — es ist das ja auch ganz praktisch, denn auf diese Weise spart man sich die Mühe, seine Figuren einem bestimmten Charakter gemäß handeln zu lassen und entzieht sich jeder Kontrolle seitens des Lesers. Die Helden sehen sich freilich infolge dessen meist verzweifelt ähnlich und werden nur immer anders angezogen und aufgepußt, aber das schadet ja nichts, wie die Erfahrung lehrt. Ich bin kein Novellist —

mir müßt ihr die Breitspurigkeit, das Detail und die Kleinmalerei schon zugute halten. Und nun kommen wir auch rasch in anderes Fahrwasser — die Heldin erscheint auf der Bildfläche!“

Damit nahm er eine künstlerisch aquarellirte große Photographie aus der Mappe — das Bild einer seltsam ernsten und nachdenklichen, wie von einem Hauch von Behmuth verschleierten, ein wenig fremdartigen und gewiß originellen Schönheit. Dem enthusiastischen Juristen entfuhr ein: „Ah!“ der ungekünstelten Bewunderung, sodaß die übrigen sich ebenfalls neugierig über das Bild beugten und so in der unsichern Kerzenbeleuchtung unabsichtlich eine malerische Gruppe bildeten.

„Ein hochinteressanter Kopf!“ unterbrach Arvenberg zuerst das Schweigen, indem er seinen Platz wieder einnahm. „Ein süßer, lockender und doch keuscher Mund, aschblondes Haar und schwarze Augen, eine Stirn, wie man sie bei Frauen fast nie findet, und in dem Ausdruck des Gesichts etwas Unausgesprochenes, Geheimnißvolles und Unergründliches. Da lohnte sich wohl der Mühe, zu werben, aber Gefahr war dabei im Spiele, denn hinter dieser weißen Stirn lauerten zwar wohl keine Teufeleien, aber Unberechenbarkeiten und energische Entschlüsse. Und da die Frauen nicht nach Grundsätzen, sondern nach Launen und Aufwallungen zu handeln pflegen, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß diese Frau Ihren jungen Freund nicht hat zu Athem kommen lassen.“

Der Maler nickte. „Ich habe nie besonderes Gefallen an Ihrer Schopenhauerei gefunden, aber Ihr Urtheil ist regelmäßig scharf und treffend. So ungefähr war's, und wie sich's entspann, ist bald erzählt.“ (Fortsetzung folgt.)

Wohnungsheizung und Ventilation.

Von Rothberg-Lindener.

(Fortsetzung.)

Als Material für Heizöfen kommt wesentlich Thon und Eisen in Betracht. Bezüglich der aus Thon hergestellten Ofen ist zu konstatiren, daß in den letzten Decennien deren Herstellung hinsichtlich der Fabrikation der Rachen und der äußeren Form erhebliche Fortschritte gemacht hat, dieselben aber gering sind, was die innere Konstruktion in Hinsicht auf Ausnutzung und Ersparniß des Brennstoffs anlangt. Nachdem infolge bekannter Vorgänge dem Feldgeschrei: „Hebung des Kunstgewerbes“ allgemeine Anerkennung verschafft worden, warf sich auch die Fabrikation des thönernen Ofenmaterials mit Eifer auf Herstellung ornamentalen Schmucks und eines stilgerechten Ganzen. Wer auf den kalten Eindruck der in allen Ausstellungen paradirenden schönen Ofen sein Urtheil bauen wollte, der müßte sicherlich sagen, daß wir es auch hier gar herrlich weit gebracht! Aber diese kunstgewerblichen Produkte sollten in ihrer Aktivität als Wärmepender beobachtet werden, nicht als bloße Dekoration. In der allgemein beliebten symptomatischen Kurirwuth hat man an dem industriellen Charakteristikum „billig und schlecht“ vor allen den Anschein des schlechten zu vertilgen gestrebt, da der unheilbar schwindbüchtige Zustand des Geldbeutels der Massenkonsumenten von der Anforderung an Billigkeit nicht lassen kann. So mußte unwiderprüchlich aus diesem industriellen Bemühen nur eine hülfeliche äußere Blüthe getrieben werden, deren Frucht taub bleibt, ganz so naturgemäß, als wenn man einen von der Erde und Wurzel getrennten Pflanzentrieb in einem Glas mit Kampherwasser zum Blühen ängstigt und zwingt.

Das erweist sich in Anwendung auf unsern Gegenstand darin, daß jetzt die Baupespekulanten, um dem Geschmack des nicht zahlungsfähigeren Wohnungsmiethers und seinem eignen Profitbedürfniß gleichzeitig Rechnung zu tragen, die auf äußere Ornamentik des Ofens mehr verwendeten Markstücke abspart an der Solidität der Aufstellung, sowie am innern Thon- und Eisenmaterial. Wem fiele hier nicht als analog das Spottverslein des Volkes auf die weißgeputzten, schlechten Münzen des „alten Frigen“ ein? — Da es in anderen Zweigen der Industrie ähnlich zugeht, so dürste also: „billig, stilvoller und noch schlechter“ wohl den fortschrittlichen Standpunkt in den durchschnittlichen, den Massen-Konsumartikeln, die für die Höhe der nationalen Kultur doch allein maßgebend sind, für die Gegenwart richtig bezeichnen!

Was den Thon als Material für Heizöfen besonders werthvoll macht, ist seine Eigenschaft, von der aus dem Brennstoff entwickelten Hitze langsam ein großes Quantum aufzunehmen und durch Leitung abzugeben; er leitet zwar die Wärme 2½ mal langsamer als Eisen, geräth aber darum auch nicht so leicht ins Glühen, gibt weniger Hitze strahlend ab und dient als Reservoir, das die Wärme nach und nach wieder von sich gibt und so eine anhaltendere, gleichmäßigere Heizung des Wohnraums ermöglicht.

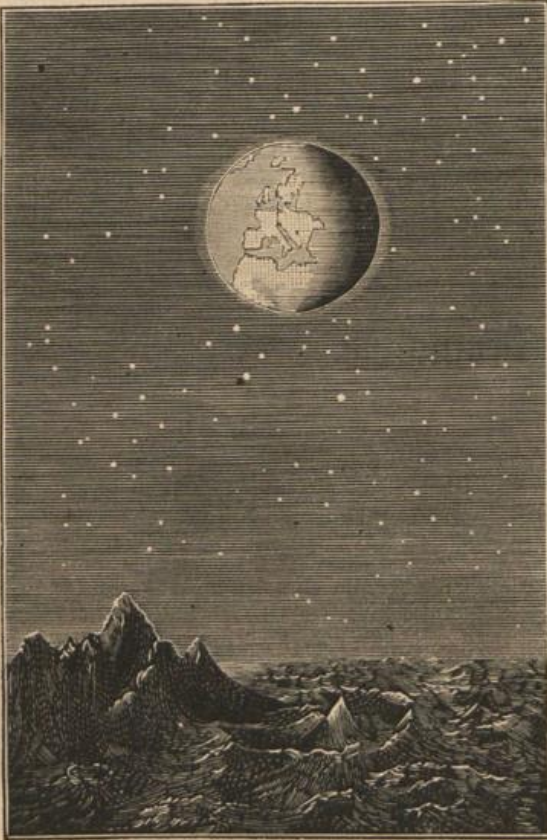
Andererseits ist der zu den Rachen verwendete Thon nichts weniger, als feuerbeständig; die geforderte glatte, sogenannte Porzellanglasur versteht man bis jetzt auf feuerfestem Thon durchaus nicht herzustellen. Die Rachen werden daher schon rissig, wenn sie über 40 Grad R. erwärmt werden. Zu ihrem Schutze werden sie bekanntlich innen ausgefüttert, aber mit Lehm und Dachsteinen, einem ebenso wenig feuerfesten und leicht rissig werdenden Material. Um also den Ofen überhaupt Dauerhaftigkeit zu verleihen und zu verhüten, daß sie in Fugen und Rachen bis nach innen durchziehende Risse erhalten, welche längeres Warmbleiben des Ofens unmöglich machen, ist außer einer guten Verankerung nöthig, daß der Brennherd vollständig mit feuerfesten Chamotsteinen ausgefüttert und überdeckt werde und dieses Material überhaupt in der untern Hälfte des Ofens allein zur Verwendung komme. Beides ist auch an manchen Orten baupolizeiliche Vorschrift, die nur leider Sparsens wegen von den Bauunternehmern meist nicht befolgt wird, so daß man nach kurzem Gebrauch das Feuer durch die Fugen des Ofens hindurchflammen sieht. Der Nutzen der für die Warmhaltung sonst sehr werthvollen, luftdicht schließenden Heizthüren wird unter solchen Umständen illusorisch; wenn noch dazu dieselben vor dem völligen Ausbrennen des Materials geschlossen werden, so ist sogar Gefahr, daß durch die in die Stube Ausgang findenden Gase der unvollständigen Verbrennung die Gesundheit der Bewohner arg geschädigt werde. Es sei hier gleich noch darauf hingewiesen, daß die weitverbreitete Meinung, es werde durch Verschließen der luftdichten Thür, während das Material erst aufgeschüttet ist, oder noch lebhaft flammt, ein Vortheil erreicht, irthümlich ist, da alsdann die Verbrennung nur im Gange bleibt, weil der Verschluß eben doch kein luftdichter ist; sie geschieht unter diesen Umständen aber ganz unvollständig, es wird zum größten Theil nur Kohlenoxyd, viel Rauch und kondensirbare Produkte der

trockenen Destillation des Brennstoffs gebildet, welche das Material verschwinden und die Rüge des Ofens verunreinigen. Am empfehlenswerthesten ist es, außer der luftdichten Heizthür noch eine Klappe in dem Rauchrohr anzubringen, das in den Schornstein führt; man kann dann die Thür beim letzten Glimmen der Kohlen, die Klappe etwa eine halbe Stunde später, jedenfalls aber erst nach Verlöschten der letzten Kohlenreste schließen, um ein langdauerndes Warmbleiben des Ofens zu erzielen. Dieser doppelte Verschluss ist um so nöthiger, je älter der Ofen und je mangelhafter die Dichtung der Fugen und der Verschluss der Heizthür ist.

Noch ist zu beachten, daß der Feuerherd des Ofens möglichst tief liegen muß, wenn eine gleichmäßige Durchwärmung erzielt werden soll; denn der darunter liegende Theil des Ofens bleibt völlig kalt und kann also auch nicht durch Strahlung den Fußboden erwärmen, während doch die durch Leitung erwärmte Luft naturgemäß nach oben steigt und dadurch eben die Temperatur-

differenz der höheren und niederen Luftschichten im Zimmer hervorbringt.

Der Zusammenhang von Heizung und Ventilation findet auch bei Anlage neuer Miethshäuser so gut wie gar keine Beachtung, von den alten, wo nachträgliche Einrichtung eher Schwierigkeiten begegnen könnte, gar nicht zu reden. Wir sind noch allemal allein auf das Funktioniren der spontanen Ventilation angewiesen, das allerdings durch die, entweder vom Alter klappernd gewordenen, oder in neuen Häusern, weil aus feuchtem Holz gefertigten und in der Wärme rasch zusammengeschrumpften, verkrümmten, klaffende Spalten bietenden Thüren und Fenster befördert wird, aber dann auch die schon angeführten Uebelstände im Gefolge hat. Am schlechtesten ist in dieser Beziehung die noch in manchen Gegenden Ostdeutschlands gebräuchliche Anbringung der Einfeuerung außerhalb der Stuben, vom Korridor aus; hier findet auch während des Brennens nicht einmal die lebhafteste Einsaugung der Zimmerluft in den Ofen hinein statt, dieselbe wird durch die



Die Erde vom Monde aus gesehen. (Seite 443.)



Die Erde vom Planeten Mars aus gesehen. (Seite 443.)

Erwärmung nur ausgedehnt und entweicht zu geringem Theile durch die Thür- und Fensterfugen nach außen. Eine Erneuerung aber findet nur im allergeringsten Maßstabe statt.

Die Anlegung der nöthigen Luftkanäle zur Ventilation müßte bei Errichtung neuer Wohnhäuser zur Vorschrift gemacht werden. Sie lassen sich ohne Schwierigkeit anbringen, und an geeigneten Ofenkonstruktionen, welche die frische Luft erwärmt durch den Stubenofen zuführen, fehlt es auch nicht. Verhindert wird die Anwendung derselben nur durch den gewohnheitsmäßigen Schlen-drian, der Obdachbedürftigen Zufriedenheit oder Unkenntniß über das, was zu ihrem Bestfinden gehört und was sie füglich verlangen könnten, sowie das spekulationsmäßige Häuserbauen das nur auf den Profit sieht, ohne sich viel um das Wohl — öfter noch Wehe — der künftigen Bewohner zu kümmern.

Diese Tendenz steht besonders auch der Anforderung an Billigkeit des Betriebes der Heizöfen entgegen. Hierfür käme die Konstruktion des Innern der Heizanlagen wesentlich in Betracht. Ganz allgemeine, nämlich für alle Gegenden und alle Arten von Ofen gleichmäßige Bedingungen lassen sich in dieser Hinsicht nicht aufstellen. Denn es müssen zu rationeller Anlegung der eigentlichen Feuerung in Berücksichtigung gezogen werden: die Art des Brennstoffs, welcher an jedem gegebenen Ort der

billigste und verbreitetste ist; darnach haben sich dann zu richten — unter Mitbeachtung der Größe des zu beheizenden Raumes — die Form und Größe des Feuerungsrostes, die Weite des Brennherdes und der Ofenkanäle, sowie die Weite und Höhe des Schornsteins. Besonders ist das richtige Verhältniß der Größe und der freien Fläche des Rostes (das ist die Summe der zwischen den Stäben freibleibenden Schlitze oder Oeffnungen), zu der Weite und Höhe des Schornsteins von der größten Wichtigkeit, da hierdurch die Menge Luft, welche dem Brennstoff zufließen soll oder der (gewöhnlich sogenannte) Zug sich bestimmt, der sehr verschieden erfordert wird für verschiedenes Brennmaterial und für den wechselnden Heizeffekt, der zu leisten ist. Bei Wohnhäusern ist die obere Höhe des Schornsteins über dem Erdboden eine bestimmt gegebene und es muß daher meist die Zugstärke je nach der Lage des Stockwerks durch das richtige Verhältniß von freier Rostfläche und Schornsteinweite reguliert werden.

Dem Hauspekulanten machen diese Fragen jedoch gar kein Kopfzerbrechen; die Zuziehung erfahrener Pyrotechniker würde die Kosten vermehren, da derselbe, wenn gewissenhaft, mit allerhand Anforderungen aufzutreten würde, zu denen keine Zwangsverpflichtung vorliegt, und so sehen wir denn nach wie vor die Schornsteinröhren in gleicher Weite für die unterste Etage, die



Die Olympischen Spiele. (Seite 444.)

mehr als 20 Meter Schornstein über sich hat, wie für die oberste mit weniger als 5 Meter solcher Höhe, durchgeführt. Die Roste werden für alle Defen gleich groß, besser gesagt, möglichst klein und leicht an Gewicht im Ramsch eingekauft, und sämtliche Defen nach der Schablone von dem Mindestfordernden und Schnellstarbeitenden im Afford zusammengeklebt, wobei für diesen nur der Grundsatz gilt, wenig und billiges Material aufzuwenden, aber eine dem Auge gefällige Kulisse herzustellen.

Es fragt sich nun, da wir doch einmal diese Verhältnisse als für jetzt gegebene vorfinden, ob die Miether und nothgedrungenen Benützer derartiger, mangelhaft konstruierter Heizanlagen nicht doch noch Mittel und Verfahren in der Hand haben, um einigermaßen einen Ausgleich herbeizuführen? und wie sie mit dem mindesten Nachtheil den Betrieb führen können? Das kann bis zu gewissem Grade geschehen durch Ausprobiren, welche Art Brennstoff, ob gasreicher oder gasarmer, falls Auswahl zwischen solchen vorhanden ist, einen größeren Nutzeffekt gibt, ferner durch Anwendung der geeigneteren Stückengröße des Brennstoffs, sowie endlich durch Aufgeben dieses Materials in einer gewissen höheren oder niedrigeren Schicht auf den Kofst, und durch aufmerksame Bedienung der Heizung im allgemeinen.

Es lassen sich dafür einige allgemeine Anhaltspunkte geben, nämlich: ein größeres Verhältniß von Kofstfläche zur Schornsteinweite macht den Ofen für gasarmen, ein kleineres für gasreichen Brennstoff geeigneter. Es entspricht ferner der größeren Zugstärke für beste Verbrennung eine dem Brennstoff auf dem Kofst zu gebende höhere Schicht. Für jede Art Brennmaterial gibt es eine gewisse, von der gegebenen Zugstärke abhängige Schichthöhe, bei welcher die meiste Wärme und der höchste Nutzeffekt erzielt wird. Gasarme Brennstoffe erfordern höhere Schicht, bei demselben Kofst und Schornstein, als gasreiche; sie geben höheren Nutzeffekt der Heizanlage, da weniger überschüssige Luft in den Schornstein geht, als bei gasreichen. Die Anwendung jeden Brennstoffs in kleinen Stücken (von Nuß- bis Bohnengröße herunter) gewährt Vortheile vor der von größeren. Kleinere Stücke desselben Materials gestatten niedrigere Schicht; sie geben eine Verbrennung mit weniger Sauerstoffüberschuß, da die Luft mehr vertheilt zwischen ihnen durchzieht, und es erhöht sich dadurch die Wärmeentwicklung und der Nutzeffekt; auch vermag man mit ihnen ein schwächeres Feuer, also eine langsamere und länger dauernde Wärmeentwicklung zu unterhalten, als mit demselben Quantum größerer Stücke. Die Höhe der als geeignetste erprobten Schicht des Brennstoffs muß natürlich möglichst dauernd gleichmäßig erhalten werden, sowie es auch zur Erzielung einer vollkommenen Verbrennung und höchsten Nutzeffekts einer Heizungsanlage angezeigt erscheint, die Zugstärke während einer Schürperiode derartig zu reguliren, daß sie im Anfang am größten, am Ende am schwächsten ist, namentlich bei gasreichen Brennstoffen. Das kann durch mehr, oder weniger Deffnen der sogenannten Aschenthür geschehen, ähnlich wie der Heizer eines Dampfkessels seinen Registerchieber im Rauchkanal handhabt.

Alle diese Anforderungen an die Bedienung unserer Ofenheizung zusammengenommen, führen zu dem Schluß, daß dieselbe weder einfach, noch nicht zeitraubend, noch reinlich sich gestaltet, wenn der Brennstoffverschwendung begegnet werden soll. In der Uebersahl der ärmeren Haushaltungen, wo die erwachsenen Bewohner von der Erwerbs- oder der häuslichen Thätigkeit voll auf in Anspruch genommen sind, ist eine solche Aufmerksamkeit und derartiger Zeitaufwand für die Bedienung der Heizung wohl kaum durchführbar. Immerhin aber bleibt es durchaus verwerflich, wenn eine große Masse Brennstoff, soviel eben der Ofen

faßt, auf einmal aufgegeben und diese dann nach Belieben herunter brennen gelassen wird. — Also irgend eine Verschwendung ist von diesen Heizanlagen untrennbar, sei es an Material oder an Arbeitszeit, am häufigsten aber wohl an beiden! da auch bei aufmerksamer Bedienung die Fehler der Anlage und des Materials nicht ausgeglichen werden können.

Der eiserne Ofen bildet in einigen Stücken den Gegenfuß zu dem Thonofen. Er ermöglicht es, mit zunächst geringerem Aufwand an Material das Zimmer rasch zu erwärmen, nimmt weniger Raum ein und ist — was in den Fällen, wo der Miether selbst den Apparat besorgen muß, den Ausschlag gibt —, am billigsten und transportabel. Er ist außerdem bei den armen Leuten noch darum beliebt, weil sie mittels seiner das geringe Quantum Brennstoff, über das sie zu verfügen haben, auch zum Kochen nutzbar machen können. In seiner gewöhnlichen Form, der des Kanonenofens, ist er aber mit Recht der „böse Freund“ der armen Leute zu nennen. Gewöhnlich ist der eiserne Ofen zu klein; von einem richtigen Verhältniß seines Kofstes zur Höhe und Weite des Schornsteins ist gar keine Rede. Die Verbrennung ist in ihm sehr unvollkommen, massenhafter Rauch oder unvollständig verbrannte Gase ziehen mit hoher Temperatur in Eile zum Schornstein hinaus. Das veranlaßt, daß die Heizung forciert wird, der Ofen ins Erglühen kommt und durch Strahlung und sengende Hitze aufs höchste belästigt und die Luft verdirbt, welcher Uebelstand noch vermehrt wird, wenn, was infolge der fortgesetzten Ueberheizung rasch eintritt, Risse und Sprünge entstehen, das Rauchableitungsrohr durchgebrannt ist und Rauch und giftige Verbrennungsgase aus ihm entweichen können.

Jedoch sind grade in der Konstruktion des eisernen Ofens in der letzten Zeit sehr erhebliche Fortschritte zum besseren gemacht worden. Der von Professor Meidinger konstruirte Füll-Ofen thut in einigen Beziehungen sogar den normalen Anforderungen vollständig genüge. Er bewirkt wegen der raschen Wärmeabgabe seines Eisenmaterials eine rasche Erwärmung des Raumes und vermeidet dabei die Strahlung durch einen angebrachten doppelten Mantel von Eisenblech. Eine säulenartige Aufsichtigung des von selbst nachsinkenden Brennmaterials und sehr genaue Regulirbarkeit des Zuges lassen die Verbrennung ziemlich vollkommen werden, sie geschieht mit dunkler Flamme; der Nutzeffekt ist ein sehr großer und der Betrieb billig. Nach dem anfänglichen guten Durchwärmen des Zimmers läßt sich die Verbrennung, bei dauernd guter Ausnutzung des Brennstoffs, so verlangsamen, daß bei einem Minimalverbrauch die Temperatur andauernd gleichmäßig erhalten werden kann. Die Bedienung ist sehr einfach, indem täglich nur ein- bis zweimal Brennstoff von oben nachgefüllt und einmal die Asche gezogen wird. Einmal angezündet, kann der Ofen wochen-, ja monatelang im Brande bleiben.

Dagegen eignet sich der Füll-Ofen nicht für jedes Brennmaterial, am besten für gasarmes, wie Kofst, der aber in kleinen Stücken anzuwenden ist. Wenn auch nicht die Strahlung, so belästigt doch die beim Vorbeistreichen an dem innern heißen, bei starker Feuerung glühenden Eisenschacht überhitzt worden und trockne Luft, sowie auch der Ventilation nicht genüge geschieht. Die von Wolpert verbesserte Konstruktion soll auch diesem letztgenannten Uebelstand abhelfen, und eine weitere Vervollkommnung dieses Prinzips in dem sogenannten Mantelofen dargeboten werden, bei dem anstatt des Eisenblechs ein Mantel von Kacheln den innern, eigentlichen Brennofen umgibt, sodas die Vortheile der Thon- und eisernen Defen in ihm vereinigt erscheinen.

(Schluß folgt.)

Das neue Recht im neuen Reich.

Von P. D.

IV.

Strafprozeßordnung.

(Schluß.)

Die Vorbereitung der Hauptverhandlung liegt der Staatsanwaltschaft ob. Ihre Aufgabe ist es, die zur Hauptverhandlung erforderlichen Ladungen und die Herbeischaffung der Beweismittel zu bewirken. Dem Angeklagten ist der Beschluß über die Eröffnung des Hauptverfahrens spätestens mit der Ladung zur

Hauptverhandlung zuzustellen. Zwischen der Zustellung der Ladung und dem Tage der Hauptverhandlung muß eine Frist von mindestens einer Woche innehalten, widrigenfalls der Angeklagte Vertagung der Hauptverhandlung vor Verlesung des Verweisungsbeschlusses verlangen kann. Der bestellte Verteidiger ist stets zur Hauptverhandlung zu laden, der gewählte, wenn seine Wahl dem Gericht angezeigt ist. Eine Ergänzung der Beweismittelliste kann sowohl auf Antrag des Angeklagten, als

durch den Vorsitzenden von Amtswegen geschehen. Ueberdies steht dem Angeklagten das Recht zu, Personen, insbesondere dann, wenn sein Antrag auf Vorladung derselben als Zeugen abgelehnt ist, selbst unmittelbar laden zu lassen. Solche unmittelbar geladene Personen sind zum Erscheinen verpflichtet, wenn ihnen bei der Ladung die gesetzliche Entschädigung für Reisekosten und Veräumniß baar dargeboten oder deren Hinterlegung bei dem Gerichtsschreiber nachgewiesen ist.

Die Verurtheilung eines in der Hauptverhandlung nicht anwesenden Angeklagten ist in der Regel unzulässig. Die deutsche Strafprozeßordnung kennt nur drei Fälle eines sogenannten Kontumazialverfahrens, und zwar

- 1) wenn der Angeklagte während der Hauptverhandlung sich entfernt und seine Vernehmung über die Anklage bereits erfolgt ist;
- 2) wenn die den Gegenstand der Untersuchung bildende Straftat nur mit Geldstrafe oder Haft oder Einziehung bedroht ist und der ausgebliebene Angeklagte in der Ladung darauf hingewiesen worden ist, daß auch bei seinem Ausbleiben zur Hauptverhandlung vorschritten werde, und endlich
- 3) wenn der Angeklagte selbst auf seinen Antrag vom Erscheinen in der Hauptverhandlung entbunden worden ist, was dann zulässig ist, wenn nach dem Ermessen des Gerichts keine höhere Strafe als Freiheitsstrafe bis zu sechs Wochen oder Geldstrafe oder Einziehung allein oder in Verbindung mit einander zulässig ist.

In diesen Fällen kann sich der Angeklagte durch einen mit schriftlicher Vollmacht versehenen Verteidiger vertreten lassen. In allen anderen Fällen ist das Erscheinen des Angeklagten nothwendig, und wird dasselbe nöthigenfalls durch Vorführung und Verhaftung erzwungen.

Die Leitung der Hauptverhandlung steht dem Vorsitzenden zu. Er vernimmt den Angeklagten und führt die Beweisaufnahme. Wird eine auf die Sachleitung bezügliche Anordnung des Vorsitzenden von einer bei der Verhandlung beteiligten Seite beanstandet, so entscheidet das Gericht. Doch kennt die Strafprozeßordnung unter gewissen Beschränkungen auch das sogenannte Kreuzverhör. Die Vernehmung der von der Staatsanwaltschaft und dem Verteidiger geladenen Zeugen ist nämlich dem Staatsanwalt und dem Verteidiger zu überlassen, wenn beide übereinstimmend dies beantragen. Auch steht den beiziehenden Richtern, den Geschworenen und Schöffen, dem Staatsanwalt, dem Verteidiger und dem Angeklagten das Recht zu, direkte Fragen an die Zeugen zu richten. Auch noch in der Hauptverhandlung können neue Beweisangebote gestellt werden, und diese dürfen nicht deshalb abgelehnt werden, weil sie zu spät vorgebracht worden seien.

Die Hauptverhandlung beginnt mit dem Aufruf der Zeugen und Sachverständigen. Hieran schließt sich die Vernehmung des Angeklagten über seine persönlichen Verhältnisse, auf welche die Verlesung des Beschlusses über die Eröffnung des Hauptverfahrens folgt. Darauf wird der Angeklagte zur Sache vernommen. Er kann alle und jegliche Antwort ablehnen und ist ausdrücklich zu befragen, ob er antworten wolle. Daran schließt sich die Beweisaufnahme, die Abhörung der Zeugen, das Verlesen der Urkunden und der als Beweismittel dienenden Schriftstücke. Nach Schluß der Beweisaufnahme folgen die Plaidoyers. Dem Angeklagten gebührt das letzte Wort. Die Hauptverhandlung wird geschlossen und das Urtheil gesprochen. Dasselbe kann nur lauten auf Verurtheilung oder Freisprechung oder Einstellung des Verfahrens. Letzteres hat zu geschehen, wenn bei einem Antragsdelikt der erforderliche Antrag nicht gestellt oder zurückgenommen ist. Die Entscheidung der Schuldfrage erfordert, wenn sie bejahend ausfallen soll, Zweidrittel-Majorität. Die Straffrage wird mit einfacher Majorität entschieden.

Das ist der Verlauf der Hauptverhandlung in schöffengerichtlichen und landgerichtlichen Sachen. Bei Schwurgerichtssachen bringt die Bank der Geschworenen manche Abweichungen mit sich, welche einer besondern Abhandlung vorbehalten werden müssen. Wir wollen zum Schluß des heutigen Artikels nur noch eine kurze Darstellung der Rechtsmittel der Strafprozeßordnung angeben.

Da tritt uns zunächst die Beschwerde entgegen. Dieselbe ist gegeben gegen alle von den Gerichten erster Instanz oder in der Berufungsinstanz erlassenen Beschlüsse und gegen die Verfügungen des Vorsitzenden, des Untersuchungsrichters und eines beauftragten oder ersuchten Richters, soweit das Gesetz diese Verfügungen und Beschlüsse nicht ausdrücklich einer Anfechtung entzieht. Gegen

Beschlüsse und Verfügungen der Oberlandesgerichte und des Reichsgerichts findet eine Beschwerde nicht statt. Ebenso unterliegen Entscheidungen des erkennenden Gerichts, welche der Urtheilsfällung vorausgehen, der Beschwerde nicht. Die Beschwerde wird bei dem Gericht eingelegt, von welchem oder von dessen Vorsitzenden die angefochtene Entscheidung erlassen ist, entweder zu Protokoll des Gerichtsschreibers oder schriftlich. Gibt das Gericht der Beschwerde nicht ohne weiteres statt, so hat sie dieselbe binnen drei Tagen dem Beschwerdegericht vorzulegen. Die Beschwerde ist ohne Suspensivkraft, sie hemmt den Vollzug einer Verfügung nicht. Es gibt in der Regel nur eine einmalige Beschwerde. Zweimal ist sie gegeben, wenn es sich um Verhaftung eines Beschuldigten handelt. Die Beschwerde ist an keine Frist gebunden. Nur die sogenannte sofortige Beschwerde, welche in ganz bestimmten Fällen gegeben ist, ist an eine Frist von einer Woche, welche mit der Bekanntmachung der Entscheidung beginnt, gebunden. Die Entscheidung über die Beschwerde erfolgt ohne vorgängige mündliche Verhandlung, in geeigneten Fällen nach Gehör der Staatsanwaltschaft.

Als zweites Rechtsmittel tritt uns die Berufung entgegen. Sie findet allein statt gegen die Urtheile der Schöffengerichte. Sie muß binnen einer Woche nach Verkündigung des Urtheils eingelegt werden. Hat die Verkündigung in Abwesenheit des Angeklagten stattgefunden, so beginnt für diesen die Frist mit der Zustellung des Urtheils. Die Einlegung der Berufung hemmt die Rechtskraft des Urtheils. Sie kann zu Protokoll des Gerichtsschreibers oder in einer Beschwerdeschrift eingelegt werden. Sie kann auf bestimmte Beschwerdepunkte beschränkt werden. Ist das nicht geschehen, so gilt der ganze Inhalt des Urtheils für angefochten. Die Verhandlung über eine rechtzeitig eingelegte Berufung erfolgt vor dem Obergericht, das ist vor dem Landgericht, in öffentlicher Sitzung. In der Hauptverhandlung vor dem Berufungsgericht muß der Angeklagte persönlich erscheinen.

Der Gang der Hauptverhandlung ist im wesentlichen derselbe, wie in erster Instanz. Nach Aufruf der Zeugen und Sachverständigen und nach der Vernehmung des Angeklagten über seine Personalien, hält ein Richterplattler in Abwesenheit der Zeugen einen Vortrag über die Ergebnisse des bisherigen Verfahrens. Das Urtheil erster Instanz wird verlesen. Sodann folgt die Vernehmung des Angeklagten und die Beweisaufnahme. Protokolle über Aussage der in der Hauptverhandlung erster Instanz vernommenen Zeugen und Sachverständigen dürfen nur verlesen werden, wenn die Zeugen und Sachverständigen nicht wieder geladen sind und ihre Vorladung auch nicht vom Angeklagten beantragt war. Nach Schluß der Beweisaufnahme folgen die Plaidoyers, und zwar wird der Beschwerdeführer zuerst gehört. Der Angeklagte hat das letzte Wort. Hierauf erkennt das Gericht, dessen Prüfung das Urtheil nur soweit unterliegt, als es angefochten wird.

Endlich ist als letztes ordentliches Rechtsmittel die Revision zu erwähnen. Die Terminologie früherer Strafprozeßordnungen nennt dieses Rechtsmittel wohl auch Nichtigkeits- und Kassationsbeschwerde. Sie findet statt gegen die Urtheile der Landgerichte und der Schwurgerichte und ist das einzige Rechtsmittel gegen diese Urtheile. Sie kann nur darauf gestützt werden, daß das Urtheil auf einer Verletzung des Gesetzes beruhe. Das Gesetz ist aber verletzt, wenn eine Rechtsnorm nicht oder nicht richtig angewendet worden ist. Die Revision bezweckt also nur eine nochmalige Prüfung der Rechtsfrage, nicht aber der Thatfrage. Das Schuldig oder Nichtschuldig, was die Landgerichte oder Schwurgerichte gesprochen, ist unanfechtbar; die thatsächlichen Feststellungen dieser Gerichte binden das Revisionsgericht. Die Revision ist wiederum an eine Frist von einer Woche gebunden, welche von der Verkündigung, beziehungsweise von der Zustellung des Urtheils abläuft. Sie muß bei dem Gericht, dessen Urtheil angefochten wird, zu Protokoll des Gerichtsschreibers oder schriftlich eingelegt werden. Der Beschwerdeführer hat zu erklären, inwieweit er das Urtheil anfechte und dessen Aufhebung beantrage, und die Anträge zu begründen. Die Revisionsanträge und deren Begründung müssen spätestens binnen einer weiteren Woche nach Ablauf der Frist zur Einlegung des Rechtsmittels angebracht werden, und zwar seitens des Angeklagten in einer von einem Rechtsanwalt oder dem Verteidiger unterzeichneten Schrift oder zu Protokoll des Gerichtsschreibers. Sind diese Formalien nicht gewahrt, so wird die Revision ohne weiteres als unzulässig verworfen. Auf eine zulässige Revision werden die Akten durch die

Staatsanwaltschaft an das Revisionsgericht eingeschendet. Vom Tage der Revisionsverhandlung wird der Angeklagte benachrichtigt. Es steht ihm frei, zu erscheinen. Er kann sich auch durch einen mit schriftlicher Vollmacht versehenen Vertheidiger vertreten lassen. In der Hauptverhandlung erfolgt zunächst ein Referat aus den Akten, sodann folgen die Plaidoyers und dann die Entscheidung. Hebt das Revisionsgericht das frühere Urtheil auf, so hat es die Sache zur anderweiten Entscheidung an die Unterinstanz zurückzugeben. Diese ist an die Rechtsanschauung des Revisionsgerichts

gebunden. Das letztere kann jedoch auch in der Sache selbst entscheiden, wenn die Aufhebung des Urtheils nur wegen Gesetzesverletzung bei Anwendung des Gesetzes auf die dem Urtheile zu grunde liegenden Feststellungen stattfindet, sofern ohne weitere tatsächliche Erörterungen nur auf Freisprechung oder auf Einstellung oder auf eine absolut bestimmte Strafe zu erkennen ist, oder das Revisionsgericht, in Uebereinstimmung mit dem Antrage der Staatsanwaltschaft, die gesetzlich niedrigste Strafe für angemessen erachtet.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.....

(Fortsetzung.)

Willisch zog den Bügel an; die Schimpfreden des langen Menschen erbitterten ihn so, daß er den Rittergutsbesitzer, welchen er eigentlich zu repräsentiren hatte, ganz vergaß und in seine allezeit streitlustige Dienstmannsstimmung verfiel.

„Halt's ungewaschne Maul, langer Esel!“ rief er dem Angreifer entgegen. „Und du, unverschämte Dirne,“ wandte er sich zu dem Frauenzimmer, „kannst dich auch vorsehen, daß dich zur Belohnung für deine nichtswürdigen Hekereien die Gensdarmen nicht auf 'ne Weile ins Loch sperren. Sehn Sie, Lauter, so ist das Volk — wenn's einer gut mit ihnen gemeint hat, so bin ich's gewesen, und“ — es war einen Augenblick, als käme ihm das Husten an, — „wie meinesgleichen hab' ich sie alle miteinander behandelt und zu verdienen hab' ich ihnen gegeben, wo ich nur immer konnte. Ist's etwa nicht wahr, alter Müller?“ rief er einen der Männer, die hinter dem Langen standen, und in dem er erst jetzt einen Bekannten entdeckte, an, „hab' ich Euch nicht arbeiten lassen und Euch nobel bezahlt, wie sich's für 'nen Rittergutsbesitzer paßt? Und ist das der Dank, daß Ihr mich und den Herrn, der bei mir zu Gast ist, auf der Chaussee überfallt, wie die Straßenräuber, und uns schimpft oder uns von dem Strolch da wenigstens schimpfen laßt, als wären wir die gemeine Package und nicht der da und die da —“

Der alte Müller — ein ehrlich aussehender, arbeits- und nothgebeugter Fünzigiger, den man eher für siebzig Jahre alt halten konnte, war etwas beschämt hinter dem Langen vorgetreten und hatte seine Mühe demüthig grüßend in die Hand genommen. Er wollte eine Entschuldigung vorbringen, aber der Lange war viel zungengewandter, und auch von den andern Leuten schien niemand so zum Kleinbeigeben aufgelegt, als er.

Mit hochgehobener, geballter Faust trat der Sprecher von vorhin auf den Wagen zu:

„Hört nur, hört,“ schrie er; „da thut der vornehme Herr — der Teufel weiß, woher die vornehme Sippe alle kommt —, als ob er wer weiß was gethan hätte, daß er ein paar armen Teufeln von uns mal Arbeit gegeben hat. Als ob der etwa Lust gehabt, seine Arbeit selbst zu machen, wenn unsere Leute nicht gewesen wären, und als ob's 'ne Gnade wär', daß er den bezahlt, der bei ihm arbeit'. Ja, wer arbeit', das ist nur Package bei solchen Herrn, und anständige Menschen sind nur, die den Sack voller Thaler haben. Wenn man nur wenigstens wüßt', ob die auf 'ne anständige Art in den großen Beutel hineingekommen wär'n, oder ob's auch so zusammengestohlen sind, wie's die Börsenjuden zusammensüßigen und die übrigen Schacherer und Faulenzen. Na wartet, 's kommt schon 'mal die Zeit, wo wir euch in die Tasche greifen und euch zu Fuß laufen lassen, — wie wär's, Susse, wenn wir gleich 'mal 'ne Probe machten; ich schmeiß die beiden feinen Kerle aus dem Wagen und wir setzen uns allesammt in die Karre und lassen uns von der vornehmen Schindmähre, die sie vorgespannt haben, bis nach Hochberg schleppen —“

Bei dem letzten Satze war er ganz nahe an den Wagen herantreten, als wollte er seinen Worten die That auf dem Fuße folgen lassen. Die Susse kreischte beistimmend laut auf; die Männer murmelten drohend, und nur der alte Müller gab sich einige Mühe, den Langen von thätlichen Ergüssen zurückzuhalten.

Willisch hatte, puterroth vor Zorn, den wüthenden Menschen reden lassen und nur die Peitsche umgekehrt, um nöthigenfalls das schwere Griffende auf Kopf und Hände des Angreifers niederhageln zu lassen. Er war nichts weniger als feig, der Dienst-

mann außer Diensten, ja, im Grunde wäre ihm eine tüchtige Prüfung, ob ihn das bequeme Rittergutsbesitzerleben nicht um ein schönes Theil seiner oft bewährten Körperkräfte gebracht habe, nur angenehm gewesen.

Frei Lauter kämpfte die Aufregung, welche die fatale Szene in ihm hatte hervorrufen müssen, gewalttham nieder; er sah ein, daß für ihn und für Willisch — die gemeinschaftliche Situation verständig betrachtet — alles daran gelegen sei, den Skandal nicht größer werden zu lassen, sondern vielmehr so rasch, als es nur angehen wollte, zu beendigen. Er legte daher seine Hand auf den rechten Arm seines Gastfreundes, um diesen allfällig im gewaltthätigen Gebrauche der Peitsche hindern zu können und suchte beruhigend dazwischenzureden:

„Seien Sie gelassen, Herr Willisch, die Leute sind aufgeregt und erbittert und man kann ihnen kaum verdenken, daß sie es sind. Wir wollen thun, als ob wir nicht hörten, was sie sagen, und ruhig unseres Weges ziehen. Sie werden uns schon in Frieden lassen, wenn sie sehen, daß wir nicht feindselig gegen sie sind...“

Aber er konnte nicht ausreden. Die Susse fiel ihm ins Wort:

„Ha, ha,“ lachte sie, „was der Grasaffe von dem Zeitungswich' gutmüthig ist, wenn er sieht, daß es Leute gibt, die ihm 'mal auf das dicke Fell steigen wollen.“

Und der Lange schrie:

„O, den Leuten Brei um's Maul schmieren, das versteht der Grünshnabel, sag' ich euch. Von dem sind ja auch die zuckersüßen Artikel, die jetzt immer im 'Korrespondenten' stehn, und der ist auch zu Weihnachten hier oben rumgeschüffelt und hat mitgehört, daß hier alles für die famose Eisenbahn Feuer und Flamme wurde. Der Kerl kommt mir grade recht! Komm doch 'mal runter, Bütschchen, und laß dich bei Lichte besehen, ob du schon trocken hinter den Ohren bist —“

Und damit machte der Lange ganz ungenirt Anstalten, auf den Bagentritt hinaufzusteigen.

„Nu hab' ich's aber satt,“ schrie Willisch, aufs äußerste erbittert. „Wenn du mir auf den Tritt hinaufkommst, langer Hallunke, oder auch nur den Wagen anrührst...“

Er brauchte nicht fortzufahren; was er mit energischer Abwehr bedrohen wollte, war schon geschehn, — der lange Kerl war mit unerwarteter Geschwindigkeit auf den Tritt gesprungen und streckte seine große, knochige Faust nach Frei Lauter aus. In demselben Momente erhob sich der Peitschenstiel in Willisch's Hand, die Frei Lauter eben erst losgelassen hatte, um sich selbst gegen seinen Angreifer zu vertheidigen, und sauste auf das Gesicht des Langen in gewaltigem Schlage hernieder. Dabei riß Willisch linke Hand an dem Bügel, er rief seinem Pferde, einem tüchtigen Traber, ein zischendes „Fort!“ zu, und während der lange Mensch, von dem kräftigen Hiebe momentan betäubt, in die Arme seiner Gefährten taumelte, setzte sich der Wagen in rasche und immer raschere Bewegung und jagte davon.

Ein Wuthgeheul verfolgte sie. Die Susse hatte im Augenblicke, als sie den Schlag sah, sich zur Erde gebückt, einen großen Stein ergriffen und schleuderte diesen jetzt in weitem Wurf dem Wagen nach. Der Stein traf die Blane und riß ein Stück davon herunter, ohne aber einen der im Wagen Sitzenden zu berühren. Dem Beispiel der Susse folgten ein paar von den Männern, und der Lange, dessen Auge im Nu dick angeschwollen und ganz mit Blut unterlaufen war, schimpfte das Blaue vom

Himmel herunter und suchte seine Gefährten zur Verfolgung des Wagens aufzustacheln. Die aber sahen ein, daß das vergebliche Mühe bleiben mußte, und verkröfteten ihren übel angelautenen Sprecher auf eine demnächstige Gelegenheit zur Rache.

„Ja, rächen will ich mich an dem Schuft von Gutsbesitzer,“ grunzte der Geschlagene wüthend. „Wär' nicht übel, wenn der 'mal den rothen Hahn auf dem Dache spürte und ein paar Zoll Eisen zwischen den Rippen. Na, die Hochberger werden mir schon zur Rache helfen, das weiß ich gewiß. Wenn's Knochenbrechen mit den Italienern losgeht und mit dem Wasserpulvergefindel, da soll der rothnasige Rittergutsbesitzerhallunke seine Suppe noch anzufressen kriegen.“

„Und ein jämmerlicher Kerl wärst du, wenn's nicht wahr wäre, und die da so davonkämen,“ hegte die Susse. „Dem jungen Laffen muß ein ordentliches ausgewischt werden, daß das Zeitungsvoll 'mal 'ne Lehre erhält.“

„Werden schon aufräumen, die hochberger Bergknappen, sag' ich dir, Susse. Das sind meine Leute, die kenn' ich und die halten was auf mich. Wär' von denen nur 'n einziger lumpiger Kerl dagewesen, da wären die beiden heute schon nicht so davongelommen. Na, ihr versteht bloß 's Betteln und nicht 's Dreinschlagen — das ist eben 's Unglück. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben — ihr sollt's von den Hochbergern schon lernen.“

Die Leute setzten sich wieder in Bewegung auf das Wirthshaus zu, das Willisch und Lauter soeben verlassen hatten, um dort ihr Erlebnis, natürlich in einer Darstellung, die für die beiden so ungünstig als möglich war, zum besten zu geben, und sich dafür mit Schnaps und Bier von den anwesenden, etwas weniger ärmlichen Bauern traktiren zu lassen.

Der Rittergutsbesitzer Willisch und sein Gast kamen nun ohne weiteren Zwischenfall nachhause. Willisch hatte auf dem ganzen Wege mordsmäßig räsonnirt; es ärgerte ihn, wie er sagte, daß er die verdammten Kerle nicht alle hätte durchhauen können; besonders hätte dem Frauenzimmer ihre Unverschämtheit nicht geschenkt sein dürfen. Aber die Kerle hätten, von dem schnapsduftigen Lagen und der rabiaten Dirne angestachelt, jedenfalls ihre Hacken an seinem Wagen und höchst wahrscheinlich auch an seinem und Fritj Lauters Kopfe probirt, und vorzüglich das letztere hätte er selbstredend unter keinen Umständen riskiren wollen und dürfen.

Fritj hatte mit finstern Gesicht und untergeschlagenen Armen in seiner Wagenede gelehnt und nur halb zugehört. Ihm machten die Erlebnisse des heutigen Tages gewaltig Kopfschmerzen, und er wollte vor allem darüber mit sich einig werden, was er dem Gesehenen und Gehörten gegenüber zu thun habe. Zunächst mußte er, koste es, was es wolle, dahinter kommen, wie es mit Schweder stand, — denn war dieser sein bisheriger Chef ein Mensch, der zur Anwendung solch' unsauberer Mittel und noch dazu zu niedrig eigennütigen Zwecken, wie es den Anschein hatte, fähig war; ein Mann, der in der gewissenlosesten Weise mit weiblicher Leidenschaftlichkeit und weiblichem Leichtsinne zu spielen vermochte, — dann, ja, was eigentlich dann? Sollte Fritj erklären, daß er in Diensten eines Mannes, wie er sei, nicht länger stehen könne, — sollte er an den Seklasten zurückkehren und den schönen Traum vom fröhlichen geistigen und gesellschaftlichen Vorwärtstommen selbst und vielleicht für immer zerstören? — O, wenn doch Willisch sich getäuscht, wenn er gelogen und verleumdet hätte!!

„Ich glaube gar, Sie werden sentimental und seufzen!“ apostrophirte plötzlich Willisch seinen Nebenmann, dessen Unaufmerksamkeit seinen sehr lebendigen Auslassungen gegenüber ihm schon verschiedene male ärgerlich störend aufgefallen war.

„Ich habe wenig Anlage zur Sentimentalität, glaube ich; aber wenn ich Anlage zum Misanthropen, zum Menschenhasser hätte, so wäre dieser heute ausgezeichnete Gelegenheit zur Entwicklung gegeben worden.“

„Na, wenn Sie immer noch meinten, daß unser Landvolf aus einer Herde gutmüthiger Lämmer besteht, die doch wenigstens Ihren guten Willen und Ihre Volksfreundlichkeit anerkennen und in Ihnen, respektive in Ihrer Zeitung, so eine Art Veitshammel respektiren werden, so haben Sie sich allerdings gründlich getäuscht. Sie werden aber noch mehr Täuschungen hier erleben — sage ich Ihnen, und vielleicht sehr bald. Wissen Sie, was ich dem Gefindel, das wir uns eben erst mit aller Mühe abgeschüttelt haben, zutraue? Ich will's Ihnen sagen: in der nächsten Zeit erleben wir was — wir — ich und Sie auf meinem Gute, — so einen kleinen Einbruch oder ein Feuerchen oder so etwas

Gutes. Uebrigens, sagte der Kerl nicht, sie wollten nach Hochberg? Dann liefen sie grade nach der richtigen Schmiede — in Hochberg sitzen die Mißvergnügten knuppeldick, wie sonst nirgends, und alles Kerle, die keinen Pfifferling zu verlieren haben, — Bergleute werden da oben in diesem Frühjahr grade soviel hundert beschäftigt, wie früher tausende; heuer, dachten sie, würd' das Fördern wieder losgehen, und da blieben sie alle in ihren vier Pfählen hocken und verkauften und verfesten all' ihr bissel Hab und Gut bis auf den letzten Strohsack. Und als die Hoffnung ins Wasser gefallen war, da dachten sie, nu käm' die Eisenbahn und da würden sie sich wieder 'mal etwas rausrappeln können; aber profit Mahlzeit — grade den Hochbergern setzte man die Italiener auf die Nase, und nu müssen sie die ohnehin schon lumpigen Preise bei der Feldarbeit verderben, wenn sie überhaupt nur im Sommer sich durchhungern wollen, und für den Winter gib't nichts — rein garnichts. Daß die wüthend sind und nicht bloß die Italiener todtschlagen möchten, können Sie sich denken. Und nun stellen Sie sich vor, wenn der Lange mit dem dicken Kopfe, den er meiner Peitsche zu verdanken hat, jetzt unter die Hochberger kommen wird, und das Frauenzimmer mit dem bösen Maul dazu, und wenn die erzählen werden — so hübsch in ihrer Weise versteht sich —, was sie mit uns beiden erlebt haben, mit dem vornehmen — hol' der Teufel meine Vornehmheit! — Gutsbesitzer von Klein-Feldbau und dem Zeitungschreiberlassen — ja, was meinen Sie, was uns da alles eines schönen Tages passiren kann, und ob es nicht besser wäre, wenn Sie zur Abwechslung 'mal auf ein paar Wochen nach P... zurückkehrten und sich die Geschichte hier oben von weitem ansehen?“

Fritj Lauter sah Willisch an, als ob er vernuthete, der Mann wolle ihn bitter verhöhnen. Es mußte ihm aber vorkommen, als wenn Willisch es ernst und gut meine, denn er erwiderte:

„Ich bleibe hier, Herr Willisch. Meine Pflicht fesselt mich an diesen Posten und mein Wunsch und Wille jetzt erst recht. Sollte ich Ihnen aber unbequem sein —“

Willisch lachte. „Gott bewahre, im Gegentheil. Ich wollt' Sie nur warnen und weiter nichts. Wenn Sie sich nicht fürchten, so schreiben Sie mir da, und interessante Geschichten in Ihre Zeitung zu schreiben, werden Sie schon haben — darauf können Sie sich verlassen, wenn Ihnen die Kerle nicht etwa das Schreiben verleiden. Na, Sie sollen nur kommen!“ Und damit schwang er seine Peitsche und ließ sie auf den Rücken seines Gauls niederklatschen, daß der hoch in die Höh' sprang und in großen Sätzen davoneilte.

Als sie im Herrenhause von Klein-Feldbau angekommen waren, trennte sich Fritj Lauter sofort von Willisch. Er habe heut noch viel zu arbeiten, sagte er. Und er arbeitete auch noch mehrere Stunden auf's eifrigste. Als er fertig war, hatte er ein ganzes Päckchen von Briefen dem Boten einzuhandigen, welchen Willisch seinetwegen am späten Abende noch nach der nächsten Poststation sendete, um den Abgang der Schreiben in derselben Nacht noch zu ermöglichen. Ein Brief war gerichtet an die Redaktion des „Tageskorrespondenten“; derselbe enthielt einen ausführlichen Bericht über den Stand der Bahnarbeiten und eine Schilderung der furchtbar gereizten und augenscheinlich immer erbitterter und feindseliger werdenden Stimmung der Gebirgsbewohner. Er schloß mit einem sehr energischen Appell an die Einsicht der Eisenbahnverwaltung und an die Humanität des gesammten städtischen Publikums, und verlangte unbedingt Gehör für die im wesentlichen durchaus erklärlichen, wenn nicht vollauf berechtigten Wünsche der Leute im Gebirge.

Ein zweiter Brief war an den alten Herrn Klose adressirt. Diesem theilte er in kurzen, präzisen Zügen mit, was er heut erlebt und gehört, und bat auf das dringendste um rückhaltlose Auskunft. Herr Klose kenne ihn und seine Ansichten von Moral und Ehre, er sei es ja, der diese in ihm genährt und befestigt habe; er werde jetzt, wenn er es vermöchte, auf seine durch plötzlich herausgezogene dunkle Wolken verdüsterte Lebenslage das nothwendige Licht werfen, u. s. w.

Der dritte Brief trug die Adresse Wanda Alsters. Auch er brachte eine Schilderung der gespannten Verhältnisse in den Bergen und der traurigen Ausichten der unzulänglich beschäftigten Bewohner derselben; er legte Wanda in wärmsten Worten ans Herz, sie möge all' ihren Einfluß bei ihrem Vater anbieten, damit dieser für eine Aenderung der die Arbeiteranstellung bei den Eisenbahnbauten beherrschenden Praxis zu Gunsten der Gebirgsleute Sorge. Auf welche Weise sonst Konflikte bedenklichster Art, blutige Zusammenstöße zwischen den einheimischen und den fremden

Arbeitern zu verhindern seien, wisse er nicht. Auch sei Gefahr im Verzuge — jeder Tag könne Schlägereien bringen, die sofort zu einem kleinen Kriege anwachsen könnten, und wenn sich dann, was ja nicht anders zu erwarten sei, Militär einmischte, so wäre absolut nicht abzusehen, was hier oben werden solle, zumal die Leute wähten, die Regierung sei mit dem von ihnen für ungerecht und gewissermaßen betrügerisch erachteten Verfahren der Eisenbahnverwaltung einverstanden.

Daß er persönlich sich bedroht glaube, schrieb Fritz Lauter in keinem der Briefe, wie er auch von der zu so peinlichem Abschlusse gelangten Belästigung gänzlich geschwiegen hatte, die Willisch und ihm heut Nachmittag widerfahren war. Er legte wirklich, nachdem er sich von dem ersten, allerdings sehr niederdrückenden Eindrucke durch ruhiges Nachdenken befreit hatte, wenig Gewicht darauf; die vor seinen Augen enthüllten Verwicklungen erschienen ihm für die Allgemeinheit, die er als Abgesandter der Presse zu vertreten sich berufen fühlte, von so weittragender Bedeutung, daß er gar kein Recht zu haben glaubte, sich daneben sonderlich um sein eigenes Wohl und Wehe zu kümmern.

Als Fritz dem Boten seine Briefe übergeben — außer den soeben aufgezählten war noch einer an seine Mutter dabei, der unter andern die Mittheilung enthielt, daß er sich folgenden Tages zu seinem Ohm, dem Kantor von Oberbartenstein, auf Besuch begeben werde — traf er im Hofe wieder mit Willisch zusammen. Dieser sah arg bestaubt und beschmutzt aus und schleppte ein ganzes Arsenal von Waffen daher.

„Sie können doch auch schießen, Freund Lauter?“ rief er seinem Gast entgegen.

„Ich habe in meinem ganzen Leben etwa zwei- oder dreimal nach der Scheibe geschossen, weiter nichts,“ lautete die Antwort. „Aber was wollen Sie mit den Gewehren und Säbeln?“

„Mobilmachen!“ lachte Willisch, der jetzt wieder bei allerbesten Laune zu sein schien.

„Wenn Sie mir sagen wollen, was das heißen soll —“
„Mit Vergnügen. Schon deshalb, weil ich Sie zur Uebernahme eines Abtheilungskommandos ausersehen habe. Sie bekommen zum Zeichen dieser Würde den Sechsläufer da.“ Er wies einen äußerlich etwas verrosteten, aber wohl noch sehr brauchbaren Revolver vor.

„Ich verstehe noch lange nicht...“

„Werden's sofort! Da sehen Sie: dieser famosere doppel-läufige Lesaucheur“ — er schlug an eine elegant aussehende Büchse — „ist für mich. Ich habe beim Militär garnicht übel schießen gelernt — drei Schießauszeichnungen, wissen Sie, wollen schon was sagen. Den einen Revolver kriegen Sie, den andern mein Dekonom, der früher eigentlich bloß Großknecht war, von mir aber zu meinem Verwalter erhoben wurde, weil der Kerl mehr gelernt hat, als die meisten von seiner Couleur, und beim Militär so 'ne Art Schliß getriegt hat und die Landwirthschaft famos versteht. Wenn wir nun so gelegentlich von irgend einer Rotte Korak überfallen werden, was so ziemlich wahrscheinlich ist, so werden wir uns doch unsrer Haut wehren, — nicht wahr? Dazu können wir nun die niedlichen Sächelchen hier vorzüglich brauchen — — Michel,“ unterbrach sich Willisch plötzlich, als er seinen Pferdejungen an der Stallthür auftauchen sah, „um zehn werden die Hunde losgelassen, verstanden?“ (Fortsetzung folgt.)

Die Republiken Südamerika's in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

(Schluß.)

Die staatlichen Zustände Chile's bieten, wie man schon aus dem Vorhergehenden schließen wird, das erfreuliche Bild größerer und andauernder politischer Ordnung, als die übrigen Republiken Südamerikas, was dem Umstande zu danken ist, daß in der ursprünglich aus Indianern vom Stamme der Araukaner bestehenden und im Mittelalter in den nördlichen Landestheilen (gleich Bolivia) unter der Herrschaft des Inkareiches befindlichen Bevölkerung seit der Unterwerfung durch die Spanier (von 1540 an) die Einheimischen neben der sich in der Folge bildenden Mischlingsrasse der Weitzigen immermehr den wegen des günstigeren Klimas zahlreich einwandernden Weißen Platz machten, und somit das Land namentlich auch von größeren Rassenkämpfen freiblieb.

Der Abfall Chile's, wie aller südamerikanischen Republiken, von Spanien hatte seinen nächsten Grund darin, daß man den durch Napoleon eingesetzten König Joseph, gleichwie im Mutterlande, nicht anerkennen wollte, den josephinischen Statthalter verjagte und eine Junta (Reichsrath, Volksauschuß) zu dem Zweite bildete (1810), das Land dem rechtmäßigen, von Napoleon entthronten König Ferdinand VII. zu erhalten, wobei indeß die in diesem Sinne Wirkenden in ihrer Mehrheit von vornherein die gänzliche Unabhängigkeit des Landes herbeizuführen suchten. Der General San Martin überstieg im Jahre 1817 mit ausgewanderten Chilenen und Hilfstruppen über La Plata von Mendoza aus die Andenpässe von Uspallata und besiegte die durch diesen Kühnen Marsch überraschten Spanier am 5. April des folgenden Jahres in einer heißen Schlacht bei Chacabuco am Mapochoflusse. Die Einnahme von Valdivia im Jahre 1820 vernichtete dann vollends den letzten Rest der spanischen Macht auf dem Festlande, und im J. 1826 wurde von General Freyre auch der letzte Haltepunkt der spanischen Befestigungen, die Insel Chiloe, erobert. Die jetzige Staatsverfassung ist 1830 entworfen und hat dann im Jahre 1833 eine Umgestaltung erfahren, derzufolge das Land eine unitheilige Republik bildet und die öffentliche Gewalt zwischen der aus Präsident (welcher auf fünf Jahre gewählt wird), Ministerium und Staatsrath gebildeten Regierung und dem aus Senat (20 Senatoren) und Abgeordnetenbanke (80—90 Deputirte) bestehenden Kongress vertheilt ist. Auch trat zu Santiago ein oberster Gerichtshof mit unabsehbaren Räten ins Leben. Für die innere Verwaltung ist das Land in 18 Provinzen getheilt, zu denen noch die Kolonie Magallanes kommt. Die beiden Parteien, die jeweilig nach der Führerschaft im Staatswesen streben, handelten nicht aus ehrgeizigen Motiven, sondern wurden stets von höheren vaterländischen Gesichtspunkten geleitet. Daher konnten schon im Anfang der dreißiger Jahre unter dem Präsidenten Prieto mancherlei nützliche Einrichtungen getroffen werden. Die Bemühungen des bolivianischen Präsidenten Santa-Cruz, Chile, nachdem er bereits in Peru die höchste Staatsgewalt in seine Hände gebracht (s. oben), mit den Waffen zum Eintritt in die peruianisch-bolivische Konföderation zu zwingen (1837), verfehlten das Land zwar in eine sehr gefährvolle Lage, führten aber dann die gute Wirkung herbei, daß nach zweijährigem erfolgreichen Krieg gegen

Santa-Cruz und der Verbannung des letzteren (1839) das Nationalgefühl einen erhöhten Aufschwung nahm und die Stellung der Republik sich zu einer immer mehr geachteten gestaltete. Spanien erkannte Chile als unabhängigen Freistaat an (1844) und schloß einen Handelsvertrag mit ihm ab, auch Frankreich und Belgien knüpften Verhandlungen mit ihm an, und der Handelsverkehr entwickelte sich in stets erfreulicher Weise. Vor allem heilsam für das Land wirkten die Präsidenten Bulnos (1841—51) und Mannel Montt (1851—61), welche beide, in einem südamerikanischen Staat eine Seltenheit ersten Ranges, nach Ablauf der fünfjährigen Präsidentschaftsperiode zum zweitenmal gewählt wurden. Es wurden (Anfang der fünfziger Jahre) Eisenbahnen gebaut, ein neues Civilgesetzbuch ausgearbeitet, eine Disconto- und Depositenbank in Valparaiso errichtet, Handelsgerichte und vertrauenerweckende Gemeindeordnungen eingeführt, fördernde Anstalten für den Unterricht ins Leben gerufen, neue Handels- und Schiffahrtsverträge (1856 mit Großbritannien) geschlossen etc. Einmal sah sich Montt während seiner zehnjährigen Präsidentschaft genöthigt, die Waffen gegen einen Aufstand (unter General Vidaurri Deal) zu ergreifen, um den letzteren siegreich niederzuwerfen. Da nach der Verfassung die höchste Amtsgewalt nur zweimal nacheinander in dieselben Hände gelegt werden darf, so trat dann José Joaquin Perez an die Stelle Montt's. Unter dessen Präsidentschaft traten kriegerische Verwicklungen mit Bolivia ein, weil Chile den guanoreichen Küstenrich Mejillones am Stillen Ozean, den indessen der bolivianische Präsident (1863) Acha bei Bolivia zu erhalten wußte, für sich in Anspruch nahm; ferner war in dieser Zeit (1861) ein Aufstand der noch im Süden hausenden Araukaner, theils seßhafte Bauern, theils schweifende Jäger, zu überwinden, was auch nach der Gefangennahme jenes französischen Abenteurers, de Touens aus Perigueux, der sich zum König dieser altindianischen Stämme aufgeworfen hatte, gelang. Ein schreckliches Unglück traf das Land durch den furchtbaren Brand, der am 8. Dezember 1863 bei einem Feste in der kerzenerleuchteten Kirche in der Hauptstadt Santiago ausbrach und zweitausend Personen, meist Frauen, zum Opfer forderte. Von großer Wichtigkeit für die Einwanderung war das Toleranzgesetz vom Juli 1865, welches die Ausübung auch einer anderen als der katholischen Religion und die Einrichtung von Schulen für Nichtkatholiken gestattete.

In den oben erwähnten spanisch-peruanischen Kämpfen (1864) hatte sich Chile nach Ansicht der spanischen Regierung ein völkerrechtswidriges Benehmen zuschulden kommen lassen, weshalb nach Abbruch des diplomatischen Verkehrs am 17. September 1865 ein spanisches Geschwader unter Admiral Pareja vor Valparaiso erschien und den Krieg erklärte. Das spanische Avisooschiff „Canadonaa“ wurde darauf am 26. Novbr. von der chilenischen Korvette „Esmeralda“ angegriffen und weggenommen, bei welcher Gelegenheit 114 Soldaten und 7 Offiziere in Kriegsgefangenschaft geriethen. Der Admiral Pareja entlebte sich infolge dieser schmachvollen Niederlage, die in Chile helle Freude hervorrief. Wie schon erzählt, theilhaftigen sich dann neben Peru noch Ecuador und Bolivia an dem Kriege und unternahm Pareja's Nachfolger Ruz, aus Aerger über das für die Spanier unglückliche Gescheh, in den Andenischen Gewässern gegen Chile die barbarische That, daß er die wehrlose Stadt Valparaiso bombardirte, womit das für die Spanier schimpfliche Ende herbeigeführt war. Die Araukaner wiederholten ihre Aufstände zuerst unter ihrem Häuptling Quilapan und dann (anfangs 1870)

unter jenem plötzlich aufs neue auftauchenden französischen Abenteuer („König Drélio Antonio I.“) und behaupteten ihr konstitutionelles Königthum mehrere Jahre hindurch, bis sie sich in neuester Zeit der Oberhoheit Chile's unterwerfen mußten.

Ausstellung der Drechsler und Bildschnitzer Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. II. Eine auf dem Gebiet des Fachschulwesens gleichfalls vortreffliche Leistung ist der von dem Bildhauer Franz Doppel ausgestellt Holzschneiderei-Lehrgang. Der Aussteller ist Lehrer für Modelliren und Holzschneiden und Leiter der gewerblichen Fachschule für Glas- und Holzindustrie zu Haide in Böhmen. Sein ausgestellter Apparat besteht aus 36 trefflich in Birnbaumholz geschnittenen Modellen, welche vom einfachen Karnisblatt, Band und Perlenkürbis bis zum komplizirten Ornament aufsteigen. Sämmtliche Ornamente sind im Stil der italienischen und deutschen Renaissance ausgeführt und nur ein Modell zeigt die prismatische griechische Behandlung des Akanthusblattes; als Motiv ist vorwiegend die heimische Flora: Weinlaub und Eichblatt benützt. Die Modelle werden in den Fachschulen des österreichischen Handelsministeriums als Lehrmittel verwendet. Bei der Anfertigung dieses Lehrganges hatte der Autor den Zweck im Auge, einmal den Fachschulen ein gleichmäßiges Unterrichtsmaterial zu bieten und ferner zu verhüten, daß sich der Schüler nicht nach Gipsmodellen, welche durch fortwährendes Kopiren ruiniert werden, heranzubilden braucht. Ein weiterer Vortheil für den Lernenden liegt noch in der Methode, daß dem Schüler zugleich die Behandlung des Stoffs immer vor Augen bleibt, was, wenn er nach Gipsmodellen arbeitet, nicht der Fall sein kann, da diese zumeist Abgüsse von Marmorstatuen sind, die von Haus aus eine, dem Verhältniß ihres vom Holz verschiedenen materiellen Charakters entsprechend verschiedene Behandlungsweise erfordern. Da die Eigenschaften des Stoffs und die Bestimmung des zu schaffenden Produkts die beiden ausschlaggebenden Momente für ein stilgerechtes Arbeiten sind, so liegt das vortreffliche dieses Unternehmens auf der Hand. Daß die Modelle in dem Grade wie sie fein empfunden auch exakt ausgeführt sind, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, und man kann daher einer Schule nur Glück wünschen zu einer so vorzüglichen Lehrkraft. Den Beweis für die Berechtigung dieser Anschauung würden schon einige weitere von demselben Künstler ausgestellte Arbeiten erbringen, die unstreitig zu den schönsten der ganzen Ausstellung gehören. Sie sind zwar der Gruppe I. einverleibt, mögen aber gleich hier erwähnt werden. Es sind dies zwei in Birnholz geschnittene Füllungen, ein geschnittener Alumbedel aus Nuß-, Eben- und Cedernholz, eine in Birnholz geschnittene Konsole und ein aus demselben Stoff geschnittener kleiner Ständer. Die ornamentale Behandlung ist an allen diesen Gegenständen meisterhaft, die Farbenzusammenstellung an dem Alumbedel vorzüglich. — Recht dürftig nimmt sich dagegen aus die von dem hiesigen Kunstgewerbemuseum arrangirte Ausstellung von 27 kleinen, nach alten Vorlagen im Stil der deutschen Renaissance in Eichenholz geschnittenen Füllungen. Man fand diese Arbeiten bereits vor einem Jahre in der Ausstellung der Schülerarbeiten der hiesigen Kunstgewerbeschule. Mag nun das Arbeiten nach alten guten Mustern auch noch so lobenswerth sein, von einer Anstalt wie die hier in Betracht kommende — zum nähern Verständniß sei bemerkt, daß die hiesige Kunstgewerbeschule mit der kgl. Akademie der bildenden Künste organisch verbunden ist und daß der Leiter des Kunstgewerbemuseums einer der ersten und öfters genannten Professoren ersterer Anstalten ist — von einer solchen Anstalt kann man doch erwarten, daß sie etwas mehr leiste, zumal die Berühmtheit und die Bedeutung der sie leitenden Künstler hier öffentliches Geheimniß sind. Ein vom Staat und der Gemeinde subventionirtes Lehrinstitut mit seinen pomphaft angekündigten Lehrwerkstätten u. dgl. sollte doch gelegentlich einer solchen Ausstellung dem fremden Besucher zeigen, daß man hier nicht allein mit den Erzeugnissen fremden Kunstfleißes zu handeln und zu schachern versteht, sondern auch in der Förderung des Geschmacks und der Geschicklichkeit anderen Orten nichts nachgibt. Jetzt hat es freilich den Anschein, als arbeite man in den namenlosen kleinen Gebirgsorten Böhmens, des Schwarzwaldes u. s. w. ernsthafter an der Hebung des Gewerbes, als an den materiell gutsituirten Kunstgewerbeschulen der Handelsstadt Leipzig. — Eine recht ansehnliche Ausstellung zeigt dagegen die Distriktschneiderschule Garmisch zu Partentkirchen im bayerischen Hochgebirge. Sie ist Eigenthum des Distrikts Garmisch und wird theils aus dem eignen Betriebe, theils aus Distrikts-, Kreis- und Centralfonds erhalten. Hauptzweck ist Hebung der Hausindustrie und Schaffung eines besseren Erwerbszweiges. Als Vorbereitung ist Modellir- und Zeichenunterricht und als Hilfswerkstätte eine Schreinerei mit der Schule verbunden. Da sie dazu auch Privatbestellungen ausführt, so ist sie eine Lehrwerkstatt im wahren Sinne des Wortes und insofern eine besonders beachtenswerthe Erscheinung. Sie stellt eine größere Anzahl geschnittener Möbel, Möbeltheile, Rahmen und sonstiger zum häuslichen Gebrauch bestimmter Dinge nebst verschiedenen figürlichen und ornamentalen Studien in Holz und Zeichnungen der Schüler aus. Die Arbeiten verrathen allgemein großen Fleiß, einzelne feines Stilgefühl, aber im allgemeinen werden die Leistungen des furtwängener Schwesterinstituts nicht erreicht. — Die Kunstgewerbliche Zeichen- und Modellirschule zu Ruhla ist mit einer kleinen Kollektion echter Meerschammarbeiten vertreten, die stilistisch das Meiste in dieser Branche in der Ausstellung befindliche übertreffen und mit dem besten

sicher konkurriren können. Entworfen sind sie von dem Lehrer der Schule, dem Hofbildhauer Georg Kugel und ausgeführt von den Schülern E. Veier, M. Schloßmann und J. Mader. Sie werden bei der ausführlichen Besprechung der Meerschammarbeiten noch Erwähnung finden. — Von den betheiligten Fachschulen sind noch zu nennen die zu Berchtesgaden, die des Vereins Berliner Bildhauer, die des k. t. Handelsministeriums zu Wien, ferner die gewerbliche Fortbildungsschule zu Sonneberg in Thüringen alle mit mehr oder weniger Arbeiten in Holz und Gips, die Sonntagszeichenschule der Polytechnischen Gesellschaft zu Leipzig mit einer beträchtlichen Zahl Freihandzeichnungen. Bemerkenswerth ist bei der letzteren Schule, daß von 1861—1879 die Schülerzahl von 807 auf 274 gesunken ist. — Kann man auch von den Leistungen der vorgeführten Schulen noch nicht mit Bestimmtheit schließen, ob sie künftig ihre Aufgabe voll und ganz erfüllen werden, so ist doch sehr erfreulich, einmal ihre verhältnißmäßig zahlreiche Betheiligung, das andere mal die wirklich anerkanntswürdigen Leistungen, welche einige darzubringen im Stande sind. Ein solches Bestreben muß belohnt werden, wenn nur die Gewerbetreibenden erst begreifen lernen, daß, um mit der neuen Zeit fertig zu werden, man diese erst erkennen und dann endgültig mit der alten brechen muß. Daß der Kunstformeltramp aber durchaus nicht im Stande ist, das zu schaffen, was die hier vorgeführten Lehranstalten unter meist ungünstigen Umständen hervor gebracht haben, wird jeder vernünftige Mensch zugestehen müssen, ebenso daß wir, um mit dem Auslande zu konkurriren, qualitativ besseres leisten müssen wie bisher. Also nochmals, bessere Erziehung der Arbeitskräfte ist das erste und wichtigste Mittel zur Hebung der Gewerbe!
Fr. Nauert.

Die Erde vom Monde und vom Planeten Mars aus gesehen. (Bilder Seite 436.) Unser Blick erhebt sich von der Erde empor zu den Himmelskörpern, die den Menschen von altersher zu den Fragen veranlaßten, wie seid ihr beschaffen, was geht auf euch vor, leben auf euch auch Wesen, die empfinden und denken und wie wir Menschen uns nähren und den Zusammenhang der Dinge zu erforschen trachten? Aus den übereinstimmenden Schöpfungsgesängen aller Völker ersahen wir, daß es neben der Sonne der Mond wegen seiner Größe und seiner Gestaltverwandlungen gewesen ist, der in frühesten Zeit beobachtet wurde. Seit Erfindung der Bergkrönungsgläser hat der bleiche Nachtgeselle, dem das Mittelalter alle möglichen Beziehungen zur Erde und ihren Bewohnern andichtete, an Bedeutung verloren. Auf der kahlen, trodenen und von vulkanischen Eruptionen zerrissenen Mondoberfläche wird es wohl kein organisches Leben, folglich auch keine Mondbewohner, die gleich uns geartet wären, geben. Gäbe es aber solche, so müßte ihnen unsere Erde einen großartigen Anblick bieten (s. Bild: Erde vom Monde aus gesehen). Dieselbe präsintirt sich hier als leuchtende Scheibe von etwa viermal so großem Durchmesser als der des Vollmonds, übertrifft also sowohl Sonne als Planeten weit an scheinbarer Größe, sie zeigt Pfahnen, gerade wie wir dieselben am Mond beobachten, die in der schönsten Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen des Mondtags (der gleich 15 Erdtagen ist) stehen. Sie ist nämlich voll um Mitternacht, im letzten Viertel bei Sonnenaufgang, neu zu Mittag und im ersten Viertel am Abend, sodas ihr Licht stets das der Sonne ergänzt. Bei „voller“ Erde könnte der Mondbewohner Meere und Kontinente unterscheiden, er würde den weißen Schimmer des Eises und Schnees an den Polen, das Schwimmen der Wolken schichten in der Luft sehen können. Die Atmosphäre, welche das Licht der millionen Sterne bricht, umgibt die Erdscheibe wie ein bleicher Hof. Von dem Planeten Mars aus, der 32 millionen Meilen von der Sonne absteht, gestaltet sich das Bild der Erde wesentlich anders. Da nämlich die Erde innerhalb der Marsbahn steht, so ist sie demselben am nächsten, wenn sie gerade zwischen ihm und der Sonne steht. Allein dann kehrt sie ihm ihre beschattete Seite zu und ist deshalb unsichtbar. Entfernt sie sich aus dieser Stellung, so wird ein Theil ihrer Oberfläche sichtbar, und zwar ein um so größerer, je näher sie der entgegen-gesetzten Stellung kommt. Da aber hierbei gleichzeitig ihr scheinbarer Durchmesser sich beträchtlich verringert, so wird der Punkt der größten Helligkeit ungefähr mit einem „Viertel“ zusammenfallen. Dann erscheint die Erde den unbewaffneten Augen der Marsbewohner als ein heller Stern, durch das Teleskop aber als großer Halbmond, genau so, wie sich der Planet Venus für uns darstellt. In der That ist, wie Venus für die Erde, so die Erde für den Mars Morgen- und Abendstern. Den Marsbewohnern erscheint die Erde (der größere Stern in der Mitte des Bildes) größer als uns Jupiter, und ihr Glanz ist so hell, daß sie selbst bei Tage sichtbar sein muß. Gibt es denn Marsbewohner? Die Astrophysik hat uns mit Hilfe der Spektralanalyse über die physikalische Beschaffenheit der Planeten in der neuesten Zeit überraschende Aufschlüsse erteilt. Die exakte Forschung erfordert dringend die Annahme, daß auf Weltkörpern, welche eine der Erde ähnliche Beschaffenheit besitzen, auch Wesen leben, welche dem Menschen ähnlich sind und nach Darwins Abstammungslehre ist zu erwarten, daß auf den Planeten, welche älter als die Erde, ihr bereits in der kosmischen Entwicklung vorausenteilen, Wesen existiren, welche dem Menschen an Intelligenz und Erkenntniß überlegen sind. Der Mars ist ein solcher Planet. Seine Atmosphäre gleicht nach den neuesten teleskopischen Betrachtungen der unseren, Wind, Wolken, Regen, Schnee und Eis, der Wechsel der Jahreszeiten, verschiedene Klimate sind ihm ebenso eigen, wie der Erde, und da der Mars nach Schiaparelli's Unter-

Juchungen, als der ältere Bruder der Erde gilt, darf angenommen werden, daß seine Bewohner geistig vollkommener sind, als die Erdbewohner. In jüngster Zeit versuchte ein warschauer Astronom in einer Broschüre den Beweis zu führen, daß es nicht unmöglich ist, mittels interplanetarer Telegraphie, und zwar durch elektrisches Licht bewerkstelligt, mit den Marsbewohnern eine Verbindung und infolge dessen einen Gedankenaustausch anzuknüpfen. Der phantastische Gelehrte erläutert seinen Plan folgendermaßen: „Lichtzeichen von verschiedener Dauer, unterbrochen von kürzeren und längeren Intervallen der Dunkelheit, bilden die Verständnißzeichen, wie Striche und Punkte die Buchstaben in der Telegraphie. Zunahme und Abnahme der Lichtzeichen in der Stärke erweitern diese einfachen Hilfsmittel. Dieses System, auf arithmetischer Grundlage beruhend, macht es möglich, nicht nur jede Zahl, sondern gegen hundert Begriffe durch elektrische Lichtzeichen von der Erde nach dem Mars zu übermitteln, Begriffe, die ohne Sprachkenntnisse verstanden werden können und Veranlassung zum gegenseitigen Verständniß des Marsbewohners und des Erdbewohners geben. Aus dem Verständniß der Begriffe entwickelt sich dann die Sprache.“ Die Ausführung des Projectes, welche nach der Aussage des Erfinders viel Geld erfordert, werden wir in der schweren Zeit des „bewaffneten“ Friedens schwerlich erleben, wollen sie aber unseren Nachkommen ans Herz legen. Seitdem Nikolaus Kopernikus die Bedeutungslosigkeit unserer Erde im Weltraum uns klar zu Gemüthe geführt und Newton die Gravitation, die unsichtbare Gewalt, welche die Gestirne in ewiger Pendelbewegung schwingt, entdeckt hat, ist die Wissenschaft auf jenem Standpunkt angelangt, von welchem sie nicht nur, wie bisher, das Zifferblatt der Weltuhr bewundert, sondern auch in deren Gehäuf zu dringen sucht. Diese Wissenschaft, welche mittels Spektralanalyse die Beschaffenheit der Fixsterne prüft, deren nächster 225000 mal weiter wie unsere Sonne von uns entfernt ist, wird uns auch die Mittel und Wege angeben, welche uns mit den Bewohnern anderer Himmelskörper, wenn es deren gibt, in Verbindung setzen werden. Von allen Seiten werden Steine zu jenem Wunderbau herbeigetragen, dessen Pforten einst die stolze Inschrift zieren soll: „Wissenschaft ist Macht!“ Mag Altmeister Goethe, der für jede Stimmung den besten Ausdruck zu finden wußte, und der nicht nur mit Dichtermacht in die Seelen griff, sondern auch den Triumph der Wissenschaft prophezeite, hier das letzte Wort behalten:

„Alles Vergänglichliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulänglichliche,
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbegreifliche,
Hier ist's gethan.“

Dr. M. T.

Die Olympischen Spiele sind es, die uns das Bild auf S. 437 vergegenwärtigt, eines von jenen illustrativen Meisterwerken, wie sie in reicher Zahl das bei Spemann in Stuttgart erscheinende Prachtwerk „Hellas und Rom“ darbietet, und zu deren Herstellung sich geist- und kennnißvolle Alterthumskunde mit den Künsten des Zeichnens und Holzschneidens auf das innigste vereinigt hat. Mehr als zwei einhalb Jahrtausende sind verflossen, seit die in das tiefste Dunkel der griechischen Sage zurückreichenden Spiele zu Olympia von dem elischen Fürsten Iphitus im Verein mit dem berühmten Gesetzgeber Spartas, Lykurg, dauerverbürgend geordnet wurden. Wettspiele, in denen körperliche Kraft, Geschicklichkeit und Schönheit der bestentwickelten Jünglinge um den Siegespreis und die freundige Anerkennung der Mitbürger rang, wurden in Griechenland überall, in jeder einzelnen Stadt, abgehalten und gepflegt. Vier Orte jedoch hatten es vor den anderen zu hoher Berühmtheit und nationaler Bedeutung ihrer Spiele gebracht: Nemea in der peloponnesischen (d. h. auf der heutigen Halbinsel Morea gelegenen) Landschaft Arkadien, der Isthmos von Korinth, d. i. die Landenge, welche den Peloponnes mit dem griechischen Festlande verbindet, Delphi in der mittellgriechischen Landschaft Phocis, und als letzter und vornehmster Festort das reizende, von hohen Bergen, lieblichen Hügelreihen und schönfrigen Flüssen umgrenzte Thal Olympia in Pisatis, dem mittleren Theile der peloponnesischen Provinz Elis. Hier versammelte sich alle vier Jahre — ein Zeitraum, der darum in ganz Griechenland eine Olympiade genannt wurde — die Blüthe der griechischen Jugend, um sich fünf Tage hintereinander in heißem Wettkampfe zu messen. Unzählbare Schaaren von Zuschauern aus allen griechischen Staaten waren herzugeströmt, jeder Staat hatte besondere Gesandtschaften geschickt und aus den Eleern waren kundige Männer zu Festordnern und Kampfrichtern — Hellanodiken — ernannt. Diese schrieben einen allgemeinen Festfrieden aus und erklärten die nach

Olympia führenden Straßen für geheiligt. Fast über Nacht entstand in dem sonst weisevoll stillen und menschenleeren Thale eine Stadt von Zelten, Hütten und Häusern, welche den Kämpfern und den Zuschauern, den Handelsleuten und Schenkwirthen aller Art, die da herbeigeströmt waren, Unterkunft gewährten. Der von der Altis — dem heiligen Haine — umschlossene Festplatz vereinigte in einer Länge von nahezu 4000 und einer Breite von gegen 2000 Fuß die verschiedenen Kampfplätze, deren wichtigster, die Wettlaufbahn, das 600 Fuß lange Stadion, der spezielle Gegenstand unsrer Abbildung ist. Von den zahllosen Kunstdenkmälern, deren sich die Altis rühmen konnte, erschauen wir zur rechten Seite das herrlichste über allen, den hochberühmten Tempel des Götterkönigs, des olympischen Zeus. Aus weißem Marmor in dem einfach-erhabenen dorischen Stile erbaut, barg das Olympieion die von dem größten Bildhauer aller Zeiten, von Phidias, aus Eisenbein und Gold gearbeitete Kolossalstatue des Göttervaters. Nicht an den Palmen und Delbäumen der Altis hin sehen wir auf den amphitheatralisch sich erhebenden Sitzplätzen die dichtgedrängten Schaaren des Publikums; in der Mitte des Bildes stürmen die Wettläufer daher, jeder belästigenden Hülle blos, nur mit dem leichten Armschilde beschwert. Kurz vor dem Ende des Stadion ist einer der Käufer der Ueberanstrengung seiner Kräfte erlegen — er hat den Schild von sich geworfen und preßt, auf den Boden hingestreckt, die linke Hand auf das stürmisch pochende Herz. Wer von den drei anderen den Sieg davonträgt, ist nicht mehr zweifelhaft; zwar macht der zweite in der Reihe noch eine letzte, verzweifelte Anstrengung, aber sie muß fruchtlos bleiben, denn der erste, mit ungeheurer Anspannung aller Muskeln seines Körpers vorwärts stiegend mehr als wenn, greift schon mit der Hand nach dem nur wenig mehr als einen einzigen Sprung noch fernen Ziele, und die hier versammelten Hellanodiken jubeln ihm entgegen und werden ihm sogleich den aus dem Zweigen des wilden Delbaums geflochtenen und mit mächtigem Palmblatt gezierter Siegerfranz auf die schweißbeperlte Stirn drücken. Dann wird sein Name von Munde zu Munde fliegen, und auch der Name des Vaters, der solch' wettkampftüchtigen Sohn gezeugt und erzogen, wird von den Hellanodiken hinausgerufen unter das Volk, ebenso wie der Name seiner Vaterstadt. Wer dreimal gesiegt, dem war es vergönnt, sich im heiligen Haine eine Statue zu bleibendem Andenken setzen zu lassen. Während der Nacht nach dem Tage des Kampfes wurden die Sieger bei festlichen Gelagen bewirthet, die anwesenden Dichter feierten sie in Hymnen, und manch' einer ward unsterblich durch die ruhmgekrönte Anstrengung bei den olympischen Spielen. Die siegbezüglichen Heimkehrenden wurden auch in ihrem Vaterlande im Triumph empfangen und auf alle mögliche Weise geehrt. Man errichtete ihnen Statuen, befreite sie von allen Staatslasten und gewährte ihnen Privilegien aller Art. In Athen wurden sie im Prytaneion, dem Rathhause, gespeist, und die olympischen Sieger des kriegerischen Sparta durften fortan in der Nähe des Königs kämpfen. Die Spiele zu Olympia überdauerten die griechische Größe und Freiheit. Erst nach 1200jährigem geschichtlichen Bestande am Schluß des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt machte das christliche oströmische Kaiserthum, unter andern Beweggründen auch aus pruder heuchlerischer Scham vor heidnischer Nacktheit, diesem hochinteressanten Kulturdenkmal klassischen Volkslebens ein Ende. Zu verschiedenen Zeiten haben die griechischen Wettspiele eine, fast möchte ich sagen, gespenstige Auferstehung gefeiert, so auch in den allgemeinen Turnfesten der zweiten Hälfte uners Jahrhunderts. Aber man braucht wohl nur den leisesten Versuch machen, sich in das Wesen jener ehrwürdigen griechischen Nationalfeste zu vertiefen, um wahrzunehmen, daß das deutsche Volk der Gegenwart in seiner tonangebenden Menge noch außerordentlich weit hin hat zu jenem heiligen Eifer in nationalen und Menschheitsangelegenheiten, welcher das an Zahl so kleine Griechenvolk zu dem an geistigen Schöpfungen wie kriegshistorischem Ruhme größten Volke der Kulturgeschichte gemacht hat.

Maximilian Dittlich.

Sprechsaal für jedermann.

Von dem Bauernphilosophen des Hartzdorfes (Nr. 31 d. „N. W.“) muß ich ein hübsches Stückchen erzählen. Ich war im J. 1878 Redakteur einer hier täglich erscheinenden fortschrittlichen Zeitung. Zu meiner Freude sandte eines Tages der hiesige sehr gelehrte Professor Dr. M., welcher eine eigene Sternwarte besitzt, einen Artikel über die zu erwartenden Himmelserscheinungen. Gleich darauf lief ein Brief des besagten Bauernphilosophen ein, worin derselbe sehr bescheiden auf einen kolossalen Irrthum in dem erschienenen Artikel hinwies. Der Verleger begab sich mit dem Briefe zu Prof. Dr. M., welcher auch sofort sehr kleinlaut seinen Irrthum zugestand. Aug. Heine, Halberstadt.

Inhalt. Idealisten, von Rudolf Lavant (Fortsetzung). — Wohnungsheizung und Ventilation, von Rothberg-Lindener (Fortsetzung). — Das neue Reich im neuen Reich, von P. D. (IV. Schluß). — Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolf von B. . . . (Fortsetzung). — Die Republikaner Sidameras in ihrer Bergangenheit und Gegenwart. Historische Skizze von Dr. M. Bogler (Schluß). — Ausstellung der Drechsler und Bildschnitzer Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu Leipzig. II. — Die Erde vom Monde und vom Planeten Mars aus gesehen (mit Illustrationen). — Die Olympischen Spiele (mit Illustration). — Sprechsaal für jedermann.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.